

Biblioteka

U. M. K.

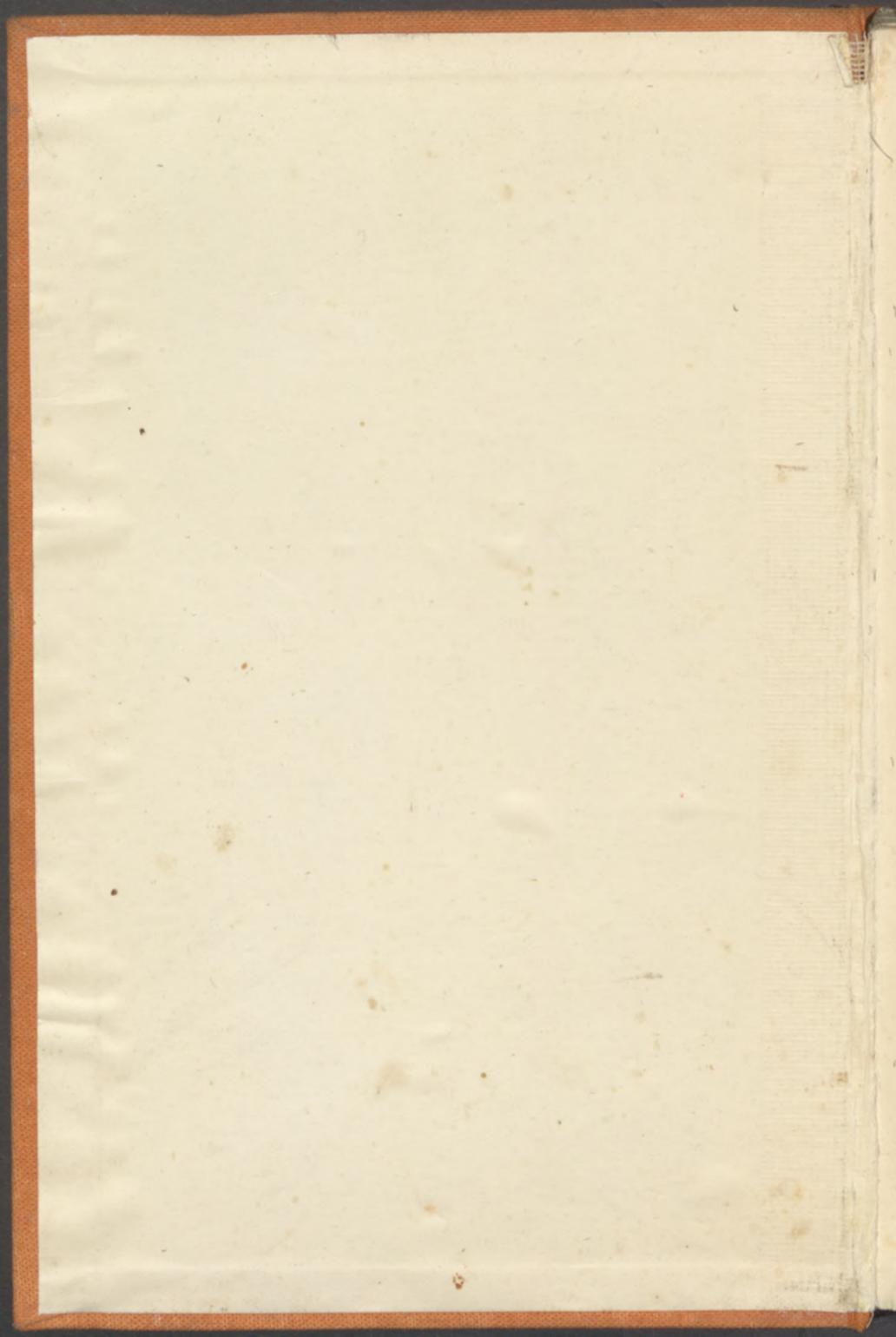
Toruń

203515

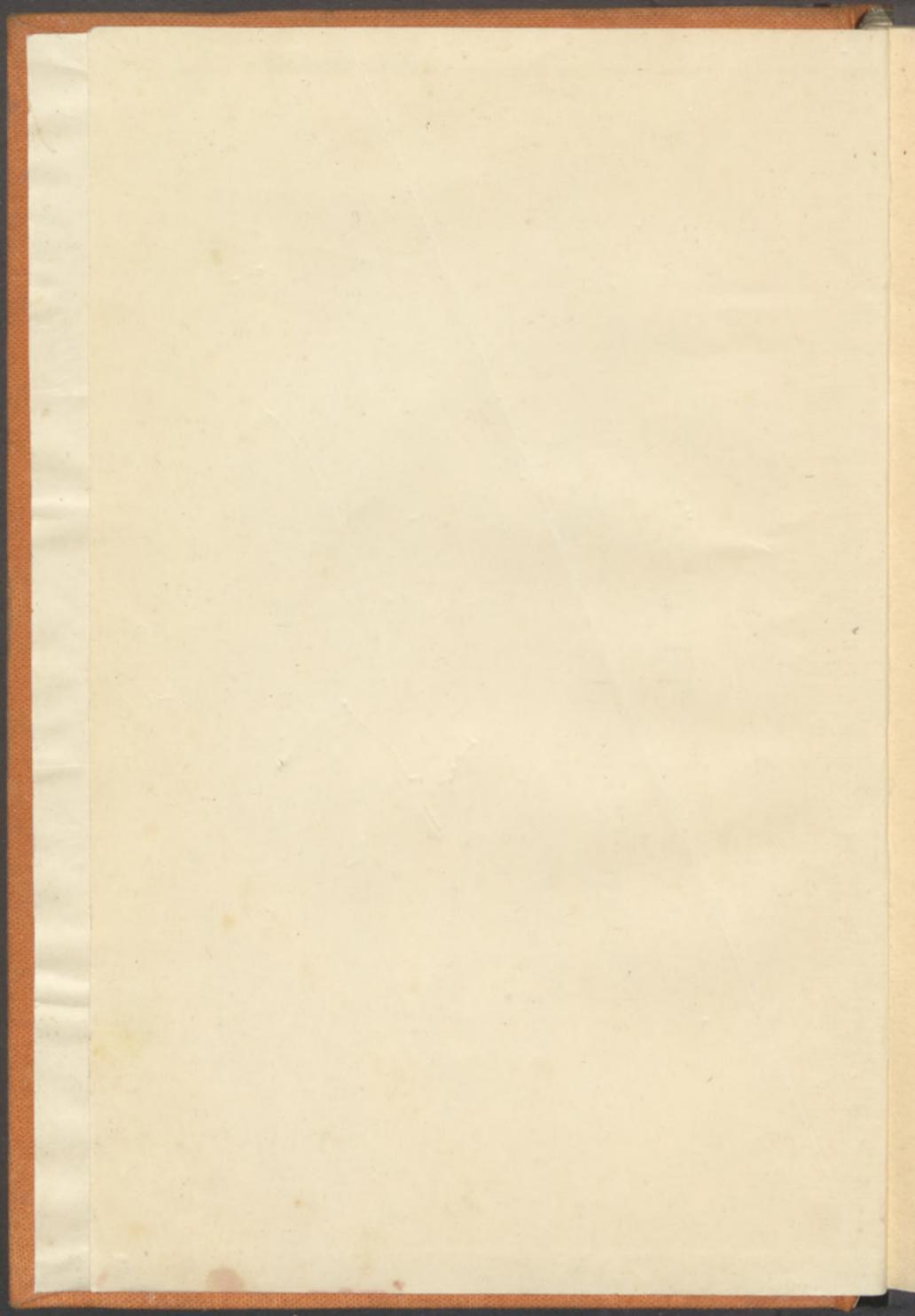
II

Hanns  
Müller  
Im  
Dünen-  
bogen

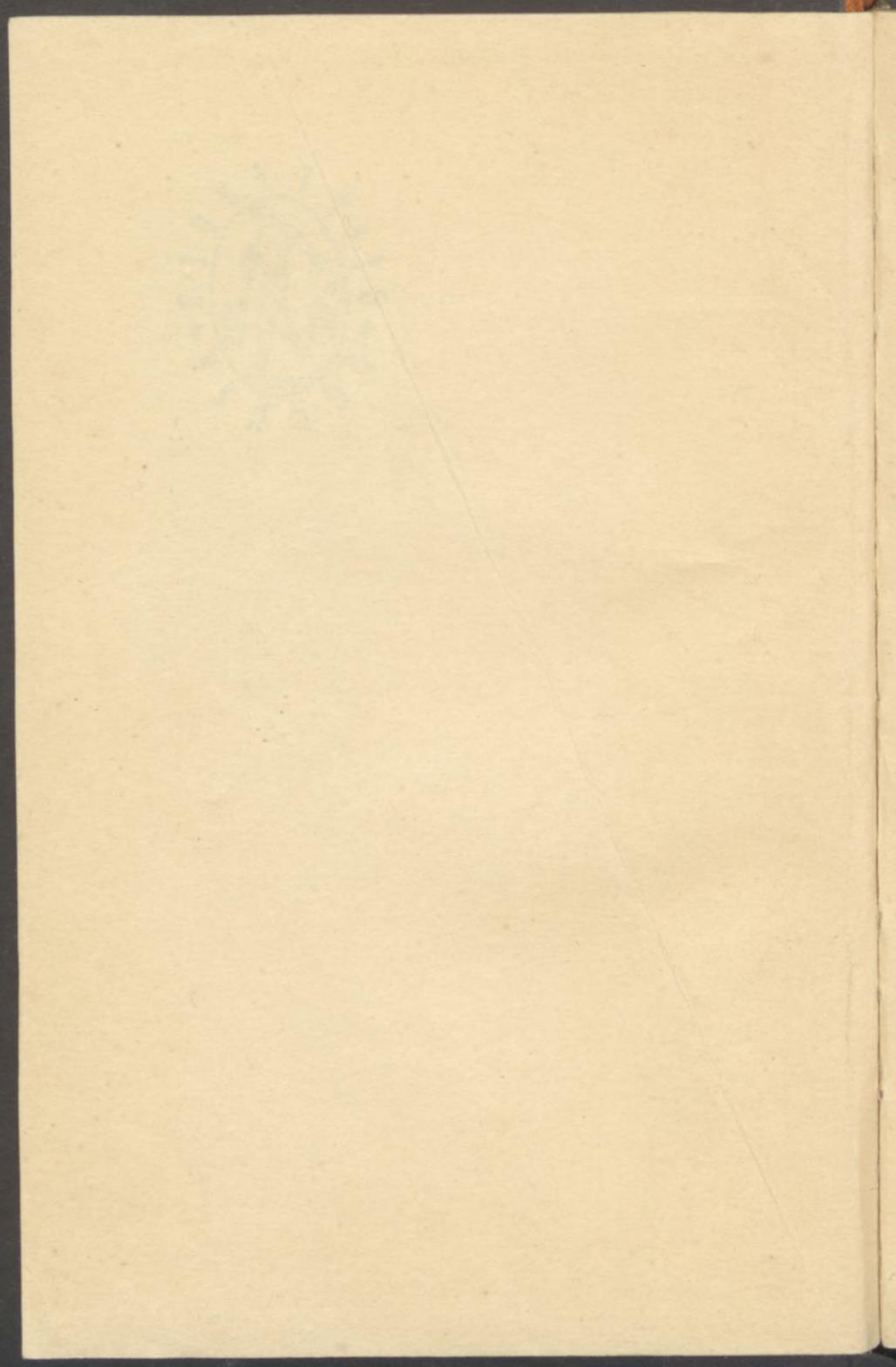
Samuel Johnson, Grammatik der  
englischen Sprache



Sept. 1861







Hanns Müller  
IM  
DÜNENBOGEN

Eine Fischergeschichte von der  
Kurischen Nehrung

Gräfe und Unzer / Verlag  
Königsberg Pr.

Ostpreußen=Bücher / 8. Band



203.515

Copyright 1930 by Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.  
Druck der Ostpreussischen Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.  
Königsberg Pr.

---

Wie von Riesenhand getürmt zieht sich oben in Ostpreußen zwischen Ostsee und Kurischem Haff die Nehrung. Möwen und Sand und Wellen und Wind sind die Dinge dieses Landes. Verwehte Fußspuren auf enger Straße sind die Wegzeichen von Dorf zu Dorf, die meilenweit voneinander liegen. Oft vergehen Tage und Wochen, ohne daß ein Mensch die Straße geht. Vielleicht bricht ein Elch aus dünnem Gehölz, steht, an Urtage gemahnend, auf der Lichtung und stampft in die Dünenböschungen. Die Jahre ändern hier nichts auf diesem schmalen Land. Nur, daß die Kleinen Kiefern auf der bepflanzten Düne um eine Handbreit höher wachsen, oder die weißen Sandberge wieder ein Stück weiter wandern. Über das Fischerdorf — wenige sind eingebettet in karges Grün zwischen Wüstenand und Wasser — wehen die ewigen Winde aus Norden und Süden, aus Osten und Westen. Im Hafen schaukeln dieselben dunkeln Rähne mit den braunen und weißen Segeln und holzgeschnitzten Heimatwimpeln. Weißleibige Flundern trocknen an der Hauswand, sie sind auf

Stangen gehängt — fünf, sechs Stangen übereinander. Die Sonne glänzt auf den Fischen. Auf dem Staketenzaun liegen geteerte Netze, im Wind schaukeln ihre braunen Korben, und die schweren Steine daran schlagen manchmal gegen den Zaun. Großblättriger Rhabarber und buntleuchtende Blumen wachsen im Garten. Hinter dem Hause rauchen nach gutem Fang die Räuchergruben. Frauen hocken davor, werfen harzige Lannäpfel in die schwelende Glut und legen die Fische auf den Rost. Graublauer Qualm wirbelt zum Himmel, der seine unendliche Glocke gelassen über alles stellt. —

Durch die Kiefern am Kirchhof piff der Märzsturm. Mit geschwollenen Leibern, regennass, jagten die Wolken aus dem verdunkelten Horizont, er zerrte sie über das aufgewühlte Haff und warf ihre zerfetzten Glieder landeinwärts. Alles versank in Dunkelheit, von Windstößen durchschüttelt.

Am Hafen stehen Frauen, haffwärts die Gesichter. Eine Laterne schwankt unsicheres Licht über die Gestalten. Das dumpfe Rauschen der Wellen übertönt die Gespräche. Auf der Mole glänzen Dröcke, von harten Brechern immer wieder mit Wasser überschüttet. Der Kutter durchreißt das Heulen des Sturmes mit scharfem Motorknattern, eine Sirene schrillt auf, die Seitenlichter

werden sichtbar, drei, vier, fünf Rähne machen von der Schlepplaine los, der Rutter verschwindet wieder in der tobenden Dunkelheit. Die Rähne werden auf Land geschleppt, Gestalten verschwinden in der Dorfstraße.

Und wieder stößt sich ein Schatten aus der Haffinsternis, mit scharrendem Laut läuft ein einzelner Kahn auf den Strand. Die Männer steigen erschöpft ans Land.

„Noch einer fehlt.“

„Wer?“

„Ekeilies und Gaigals.“

Das Heulen des Sturmes zerreißt die Worte. Das rotflackernde Laternenlicht hält auf einem Frauengesicht. Große Augen starren auf das Wasser. Nur Wellen und Wellen, von Gischt überstürzt. Mit jedem Wellenberg, den die Frau mühsam erkennt, flattert Hoffnung in ihr auf und sinkt wieder in sich zusammen. Noch kein Zeichen, daß er kommt.

Der alte Horch neben ihr versucht mit einem Fernglaße die Dunkelheit zu durchdringen. „Das ist noch kein Sturm, Ilzge. Da braucht noch keiner bei umzukommen.“ Ein weißer Brecher schlägt an die Molenwand und klatscht gegen seinen Klock. „Vor zehn oder fünfzehn Jahren, so in den Fünzigern war ich, da hats mal anders gepfiffen, da unten im Indischen. Die ganze

Deckladung, der Fockmast und zwei Mann gingen über Bord. Das war 'n Taifun."

Isze Skeilies hört kaum die Worte. Ihre Hände liegen verkrampft unter der Schürze. Sie merkt nicht die Wellen, die ihre Füße überspülen, Kälte und Angst durchschütteln sie. Tausend wilde Schreie durchtoben die Nacht, es gibt kein Ding, das stumm in dem Aufruhr bleibt. Die schweren Eisenringe an der Mole klappern bei jedem Wellensturz an die Steinquadern und zerren an der Verankerung. Das Nebelhorn heult, seine Stimme ist ohnmächtig, der Sturm reißt sie in lächerliche Fegen, mit denen er spielt, sie durcheinanderwirbelt und erdrückt.

Der Platz am Hafen ist leer, nur Isze, der alte Horch und zwei Fischer warten noch. Ein fahlgrauer Schein keimt über dem Haff auf, die Dämmerung, die alles noch unheimlicher und ungewisser macht. Schwarzgrün wälzen die Wellen sich heran, ein peitschender Regen trifft die Gestalten. Der alte Horch kaut an seinem Tabak; ohne das Glas von den Augen zu lassen, sieht er in das Dämmern, nur ab und zu fährt er mit der Hand über die feuchten Gläser.

Da . . . Isze läuft auf den Molenweg, ihr Schultertuch bläht sich und fliegt ins Dunkel. Die Männer sehen es auch, links vom Molenkopf ein Schatten. Langsam

löst es sich aus dem Zwielficht . . . der letzte Kahn. Von wilder Kraft getrieben kommt er heran, das Kleinsiegel fällt, die Männer ziehen den Kahn auf das Land.

Auf der Ruderbank hockt ein Mensch, barhäuptig, die Arme um das Holz verkrampft. Die Laterne flackert einen Schein über ihn . . . Gaigals. Er taumelt auf, die Männer stützen ihn. Das irrende Licht trifft nichts weiter im Kahn, kein Segel, keine Netze, keine Ruder. Nsze sucht unter den Ruderbänken, läuft zu Gaigals und zurück ans Boot. Nichts . . . Ein Schrei will aus ihrer Kehle, sie wendet sich und sieht die Männer um Gaigals stehen, sie haben die Mütze abgenommen, ihre Fäuste hängen müde herab.

„Wo ist . . .“, sie fragt nicht mit Worten. Gaigals ringt aus der Kehle: „Der Großbaum schlug um und traf ihn, da ging er über Bord.“ Er zeigt auf das Wasser, dort. Nsze sieht hinüber, wo der zitternde Finger des anderen steht. Dort! Wasser, endlos, vom Morgennebel überdeckt. —

Der Morgen nahm alle Farbe aus ihrem Gesicht. Weiß und mit starren Augen, in denen der Widerschein des nun stilleren Wassers war, stand Nsze Skeilies. Ohne Laut öffneten sich ihre Lippen. Der dumpfe Ballen der Männer neben ihr war dunkel und stumm,

um sie war ein hoher und spitzer Ton, er war die Einsamkeit, auf deren Schwelle sie nun stand.

Als die Männer aus ihrer Bedrückung sich lösten, fiel Isze wie ein müdes Blatt in den feuchten Sand. Der Wind zerrte an ihrem Haar und riß die Morgen-  
nebel von dem Wasser, den Rähnen und der Steinmole.

Um Isze Steilies stand die Nacht noch einmal auf.

---

Auf der kleinen Uferböschung am Haff saß Ilse. Sie saß mit angezogenen Knien, um die sie die Arme gelegt hatte. Dünengras umstand sie mit hartgrauen kleinen Lanzen, die der Herbstwind harkte. Ihre Augen sahen auf die einförmige Wasserfläche des Haffes, aus der hinten am Horizont der dünne Landstreifen der Heydekruger Niederung schimmerte. Vereinzelte Segel blinkten auf dem Wasser, vom späten Licht überglänzt. Dort war es gewesen, vor einem halben Jahr, als die Frühlingstürme von Nordosten das Haff aufwühlten. Dort oben auf der einsamen Wasserfläche, von Nebel überfegt, hatten sie gefischt. Alle aus dem Dorf waren oben, große Fischzüge sollten kommen, die Memeler hatten sie gemeldet. Es war noch Tag gewesen, als sie aufbrachen, dann war die Nacht gekommen. Alles war dunkel, und sie hatte gestanden und gewartet — bis zum Morgen — bis sie kamen ohne ihn.

Wie hatte Gaigals erzählt? . . . der Großbaum war umgeschlagen und hatte ihn getroffen, er war ins Wasser gestürzt. Warum war nicht Gaigals verunglückt? Warum ihr Mann?

Verunglückt?

Isze glaubte an kein Unglück. Im Vorjahr hatte Gaigals sie zur Frau gewollt. Sie hatte Skeilies genommen. War es dann später Zufall oder Absicht gewesen, daß Gaigals mit Skeilies zusammen den Kahn gefahren hatte? Heute wußte sie, es war Absicht gewesen. Und sie wußte auch: ihr Mann sollte verunglücken, deshalb hatte Gaigals die letzte Fahrt unternommen.

Isze sah über das Wasser, sie hörte den Wind in den Uferbüschen und das leise Sirren des Sandes. Das bedeutete Sturm. Über der Niederung drüben zeigte sich ein dunkler Streifen, Wolken wuchsen daraus, Türme und Tiere krochen über den Himmel und verschatteten das Haff. Ein graues Licht überlief alles.

Isze stand auf. Lange Wogen rollten über die Stelle oben am Horizont, wo Gaigals den Kahn gegen den Wind gewendet und allein in den Hasen gesteuert hatte. Isze stand lange. Sie hatte die Hände verkrampft über dem Leib und sehnte das Neue herbei, das Neue, das ihr erfüllen sollte, was sie nicht vermochte, wozu ihre schwache Frauenkraft nicht langte. Das Neue würde ihren Haß tragen, würde nur eins kennen: Gaigals. Keinen Augenblick würde sie ungenützt lassen, jeder würde einen Baustein am Haus des Hasses bedeuten.

Schon sah sie das Neue vor sich, erfüllt von dem Gedanken, der sie ganz beherrschte. Das Neue würde vollenden, was sie erhoffte.

Isze ging am Haffufer entlang. Ohne einen Ton lag jetzt die ungeheure Wasserfläche, silbern und grünlich in den Bogen der Dünen gespannt. Es schien ihr, als eilten die blandunklen Berge durch den Himmel, um sich über ihr zu schichten. Lautlos schoben sich Wälder und Tiere ineinander, gierig stieß ein Schnabel in die Leiber. Die Winde waren verschwunden, die Uferbüsche verloren ihre Konturen, Dämmerung fiel ein. Nur oben am jetzt schiefergrauen Himmel war Leben. Wilder war das lautlose Durcheinander der dunkeln Gestalten. Geräusche von schnellkreisendem Blut waren in der Luft.

Isze fühlte, das Wolkenmeer mit allen Tieren und seltsamen Gebilden war in ihr, das Tönen der Luft war in ihr, alle Ruhe und Anrast war sie selbst.

Ihr Schritt war müde, sehr dunkel war der Boden, über den sie ging, sehr dunkel und sehr tief. Weiche Lächer waren ringsum. Jetzt öffneten sie sich, Licht floß zitternd herein und füllte den Raum. Immer neue Lichtbänder leuchteten auf, wogten ineinander und vermehrten den Glanz.

Da brach ein Schrei auf, der alles Licht verschenkte, der allen Schmerz in sich barg und die Finsternis rief. —

Frauen, die spät am Abend am Haffufer entlang nach Hause gingen, fanden Iseze Skeilies. Das Neugeborene, das bei ihr lag, war ein Knabe. —

\*

Gaigals war tagüber auf dem Wasser gewesen, hatte Stellneze eingeholt und Schleppneze gezogen. Zwölf kleine Weißfische, ein schwarzer Aft und Muscheln waren der Fang.

„Schwarze Aste bedeuten Unglück. Verfluchter Kahn.“

Fluchend legte er das Netz im Vordertheil zusammen und fuhr mit schnellen Ruderschlägen zum Hasen und ging nach Hause.

Schräge Sonne fiel auf das Altfrauengesicht der Mutter am Fenster, Gaigals saß am Tisch. Vor sich hatte er eine Schnapsflasche stehen, aus der er ab und zu trank.

„Mußt du denn trinken wegen dem kleinen Fang?“

„Red nicht, Mutter, du verstehst das nicht.“

„Nein, nein, wir Frauen verstehen das man immer nicht. Das ist aber das schlechte Gewissen.“

Gaigals brummte etwas Unverständliches.

„Das hat damals weder mir noch anderen gefallen. Sie reden im Dorf darüber . . .“ Die Alte schwieg wie erschreckt.

„Worüber reden sie?“

„Daß du der Isze den Kahn nehmen wolltest und die Neze, alles so, als wenn das deins war.“

„War auch meins und die Isze auch.“

„Das mit der Isze laß man, die hat dich ja nicht gewollt. War vielleicht auch besser so.“

„Und für den Kahn und die Neze hab ich ihr Pacht gezahlt.“

„Pacht gezahlt! Die paar Fische, die du ihr gebracht hast, willst du wohl als Bezahlung rechnen? Alle haben sie ihr Lebensmittel gebracht, aber keiner hat was dazu gesagt oder was dafür gewollt.“

„Die aus dem Dorf gehen mich 'nen Dreck an.“ Gaigals trank einen langen Schluck, knallte die Flasche auf den Tisch und stand auf. Die Mutter sah ihm durch das Fenster nach. Sie seufzte und schob das Kopftuch zurecht.

Gaigals packte sich Neze und Segel auf, die im Hof zum Trocknen lagen, und ging mürrisch den schmalen Weg zum Haff hinunter. Ein nachschleifendes Tau verfang sich an einem Pfahl. Wütend riß er sich los.

Der Kahn lag an der Kleinen Reifigbrücke, sein Holzrumpel knarrte leise im Abendwind.

„Sei still da oben!“ schrie Gaigals. Er warf die Neze auf den Boden und stellte die Laterne in die Spitze.

Schon glitten aus anderen Buchten dunkle Rähne ins Haff, vom Leuchtturm begann das drehende Spiel des Scheinwerfers.

Gaigals zog die Ankerkette ein, stemmte sich gegen den Kahn, der an der Brücke schenernd langsam in Fahrt kam. Die Segel blähten sich groß auf, und das Ufer versank in der beginnenden Dunkelheit.

Jurrei war zwölf Jahre alt. Am Vormittag hatte er am Haffufer gespielt. Isze war zu Hause geblieben, aber der Großonkel, der alte Horch, war mitgekommen. Sie waren bis an die tote Düne gegangen, wo der Sturm Sandbänke angespült hatte, die vom Haff kleine flache Teiche abschnitten. Der Onkel nannte sie Lagunen. Das Wasser darin war warm, man konnte Borkenschiffchen schwimmen lassen und Fischzüge auf Stichlinge machen. Heute hatte Jurrei einen großen Kahn mitgenommen, mit braunem Segel, langer Gaffel und geschnitztem Wimpel. Am Bug stand, ganz wie bei den richtigen Rähnen, Nid. 28. Der Onkel und er hatten ihn an langen Abenden gezimmert. Die Mutter hatte dagegessen und zugehört, ihr Gesicht war aber immer seltsam bewegt gewesen, wie von heimlichen Tränen verdunkelt. — Der Kahn fuhr gut, der alte Horch meinte zwar, ein wenig zuviel nach Steuerbord hält er, da muß ein Ausleger ran, wie ihn die Kanaken in der Südsee haben. Aber Jurrei fiel das nicht auf, er freute sich über den Kahn und ließ ihn die



Lagune durchkreuzen, Schwenkungen machen, den Wind ausnutzen und Bogen ziehen. Der alte Horch saß auf einem Grashümpel am Ufer, kaute seinen Priem und sah mit zusammengekniffenen Augen nach dem Jungen, der braunbeinig in dem warmen Wasser stand. Ab und zu rief er ihm etwas zu, hart Backbord, Junge, das Kleinsegel runter! Dann klemmte Jurrei sich den Kahn zwischen die Rnie, stellte Segel oder Ruder nach dem Befehl und freute sich über das gelungene Fahren.

Als er müde war vom Spielen und die Sonne steil am Himmel stand, setzte er sich neben den alten Horch und ließ sich erzählen. Der tat das gern, in Jurrei fand er einen Zuhörer nach seinem Herzen, der nur staunte und nicht zweifelte.

„Da war mal, weißt du, ein braves Schiff, die Maila aus Bremen. Sie hatte Maschinen und allerlei Kleinfracht für Singapur geladen und sollte nun auf der Heimreise zwölf Tiger für eine Tierhandlung in Hannover mitnehmen. Der alte Kruse, der Kaptein, fragte sich hinter den Ohren, sagte Dunnerlüttchen und damned, und wollte nicht recht ran. Doch Geschäft ist Geschäft, wenn's auch ausländische Beester sind. Die Käfige wurden also an Bord gebracht und die fünf braunhäutigen Kerls, die Verpfleger, dazu. Der Steamer

machte gute Fahrt, die Malakkenstraße lag schon im Kielwasser, da verdunkelte sich der Horizont. In weniger Zeit als man braucht einen Grog auszutrinken, war der ganze Himmel schwarz wie Teer, und ein Sturm kam aus dem Bengalischen, daß die Planken man so krachten.“

Der alte Horch spuckte den Priem in den Sand und holte sich einen neuen aus der Westentasche. Irrrei sah ungeduldig zu.

„Und kamen sie durch?“

„Wart man, Jung, nun ist erst Sturm, so schnell vergeht der nicht. Der Kruse fluchte, die Tiger brüllten, die letzten Segel wurden gereißt, und die Maschine lief Vollampf. Haus hohe Wasserberge stürzten auf das Verdeck, das Kartenhaus splitterte. Die Ankermaschine, die an die dreißig Zentner zieht, wurde aus den Planken gerissen. Nur die weißen Schaumkämme leuchteten, und Schaum war überall. Dazu brüllte es aus allen Ecken wie die tausend Teufel beim Jüngsten Gericht. Wir hatten uns mit Tauen an den Mast und die Keeling gebunden und hofften nur, daß das Wasser nicht die Kesselfeuerung ausschlagen möchte. — Am Morgen ließ der Drkan nach, er war nach Süden weitergerast. Die Deckhands schliefen wie Klöße in ihren Kojen, nur

der Heizer und der Rudergast standen auf ihrem Posten. Da schlichen die fünf braunen Kerls mit Messern und Stricken in die Kajüte, banden die Mannschaft und drehten die Maile nach Südwesten auf die Schalagosinseln zu. Was für eine Teufelei sie ausgeheckt hatten, ist nicht rausgekommen.“

„Hatten sie die Deckhands alle tot gemacht?“

„Nein, nur gebunden und in die Kajüte gesteckt. Na, hör mal weiter. Wir waren so an die drei Seemeilen vor eine der Kleinen Inseln gekommen, wir konnten aus einem Bullei die Palmen und das Korallenriff sehen, als zwei Boote vom Steamer abstießen. Da hatten die Braunen zwei Käfige mit den Tigern aufgeladen und pullten an Land. Das machten sie noch sechsmal und hatten so alle Tiger auf der Insel. Da sagte mit eins vom hinteren Kajütenwinkel einer von uns, es war D'Kelly, men, I'm free!, was soviel heißt wie ich hab mich befreit. Der Ire nahm uns anderen denn auch die Fesseln ab, und wir gingen an Deck. Was wir da sahen, war nicht gerade gemütlich. Wir dachten, der Drkan gestern muß den Kerlen das bißchen Verstand weggepustet haben. Sie hatten die Käfige auf den Strand gestellt und machten einen nach dem andern auf. Wir wollten ja erst hin und unsere Ladung wieder holen,

aber das ließen wir bleiben. Denn Tigergreifen gehört nicht zum Seemannsberuf. Wir machten also langsam Dampf auf und fuhren nach Hause.“

„Wurden die Braunen alle aufgefressen?“

„Das weiß ich nicht so ganz, denn abgewartet hat das keiner von uns. Aber, sieh man, Tiger halten nichts von Bananen und solch Lüg. Sie werden ja wohl die Verpfleger als Verpflegung benutzt haben.“

Jurrei staunte und sah die großen Tiger richtig vor sich, wie sie am Ufer der Lagune entlang liefen. Sein Kahn wurde zur Maila und durchkreuzte gerade den Indischen Ozean, als die Mutter zum Mittagessen rief. Sie war zum Lieblingsplatz der beiden gekommen. Jurrei erzählte ihr von dem Drkan, dem Steamer, der unheimlichen Fracht von Tieren und Menschen.

„Und heute nachmittag, Mutter, fahre ich nach den Schalagosinseln, hier mit meinem Kahn.“

Isze sah auf das Spielzeug und hinüber auf das Haff und sagte mit abwesender Stimme: „Dein Kahn? Dein Kahn?“ Dann wurden ihre Augen groß und klar und hielten auf einem Segel oben nach der Nemoniener Seite, es war der Kahn, den Gaigals jetzt fuhr. Da beugte sie sich zu Jurrei und legte die Hand um seinen Arm.

„Dort, der große, das ist dein Kahn.“

Langsam zog das braunrote Segel mit dem hellgelben Streifen darin über das Wasser. Isze kannte es zu gut, sie selbst hatte es vor Jahren geflickt, damals, als sie mit Skeilies an den Winterabenden in der Stube saß und glücklich war. Dort drüben fuhr derselbe Kahn, der ihr gehörte. „Sieh ihn dir an, Jurrei, das ist dein Kahn, wenn auch der Gaigals ihn jetzt fährt.“

Jurrei stand, sah ihn sich an und zweifelte.

„Das ist mein Kahn, Mutter?“

„Komm,“ sagte Isze kurz.

Isze stellte schweigsam die Teller auf den Tisch. Sie aß wenig und hörte kaum auf den alten Horch, der sich mit Jurrei unterhielt. Sie hatte eine steile Falte zwischen den Augen, die auch blieb bis zum Nachmittag. Ab und zu strich sie Jurrei über das Haar. —

Rot ging die Sonne unter. Ihr Glanz fing sich in der niedrigen Stube und ließ alles wie Feuer aufleuchten, der Abend senkte sich. Von den Wiesen am Haff kam die Dorfherde, eine graugoldene Wolke wirbelte um sie. Brüllend und im Sandweg mahlend zogen die Tiere nach den Ställen. —

Als der alte Horch in seinen Winkel am Herd gegangen war und seine Atemzüge merken ließen, daß er schlief, setzte sich Isze neben Jurrei. Sie saß ohne zu

sprechen, nur ihre Gedanken kreisten um das Geschehen jener Märznacht vor zwölf Jahren. Jurrei fragte, als die Stille um sie anfing ihn zu ängstigen:

„Mutter . . .?“

Da erzählte sie, und es war wie ein Strom, der eingedämmt gewesen und der nun losbrach, ein Strom, der an seinen Ufern alles Leid und allen Haß der Zeit gesammelt hatte. Noch wußte sie jeden Ton, kannte die Namen der Frauen und Männer und sah die Kähne aus dem Dunkel tauchen. Jene Nacht war mit tausend Schmerzen in ihr Sein gegraben, war größer und schwerer als alles vorher und nachher. Der Haß war wohl wie Arznei zu ihr gekommen, die aber den Schmerz nicht lindern konnte, doch Hoffnung auf ein Morgen gab. So ließ Isze den Knaben miterleben, ohne Mitleid, das sie ja nicht gekannt hatte, zeigte sie Menschen und Dinge. Sie sprach zu Jurrei wie zu einem Erwachsenen. Vom Vater sprach sie und seinem Aussehen, von dem Kahn, den sie sich hatten schaffen können, von der glücklichen Zeit. Auch von dem Werben des Gaigals, von seinem Wesen und der Nacht oben auf der sturmdurchwühlten Haffhöhe. Wie von grellem Licht unbarmherzig aus allem Constigen gerissen war einer: Gaigals. In ihrem Herzen waren ihr Knabe und

Enfies, der Mann, aber es hatte noch eine Kammer, groß und von hartem Gestein. Darin saß der Haß und fraß sich in ihr Leben und sann und hoffte.

Sie sah in Jurreis Augen den Spiegel ihrer Worte und küßte ihn.

„Du darfst nicht sprechen über das, was ich dir heute sagte. Kein Mensch darf es wissen. Denn irdische Gerechtigkeit gibt es nicht hierfür. Nur eins kann helfen, der Mensch selber, das Recht zu richten liegt auch in uns. Aber man muß schweigsam sein dazu, schweigsam und groß.“

Und nach einer Weile: „Du mußt groß sein dazu, mein Junge.“ —

Wenn in einen dunklen Raum plötzlich Licht gestellt wird, ist es, als verschleierten sich erst Wände und Dinge, bis sie ihre Gestalt zeigen.

So ging es Jurrei. Nach der Erzählung der Mutter hatte er lange wach gelegen. In dem kleinen engen Hirn wirbelten Gehörtes und Gedachtes durcheinander. Er hatte von Gut und Böse gehört, hatte gemerkt, daß Menschen Wesen mit vielfacher Natur sind. Bunt war ihm bisher das Dasein gewesen, wolkenlos überstrahlt von der Liebe der Mutter, eingespannt in den Frieden des heimatlichen Dorfes. Alles war gut

gewesen, Freude war jeder Tag vom Morgen bis zum Abend. Nun war etwas gestürzt in seiner Welt, er war heute, als Knabe schon, in das harte Bereich des Mannes getreten.

Ein Mensch hatte den Vater getötet, jemand, der mit ihnen im Dorf lebte. Und niemand wußte davon.

Er hatte Gaigals oft gesehen. So sah ein Mörder aus? In Büchern hatte davon gestanden. Doch das war nicht Wirklichkeit, wenn auch Träume sich daran entzündeten und Abenteuer gespielt wurden, die groß und echt im Kinderleben sind. Knabenträume sind tief und lang. Oft setzen Pferde über wilde Bäche, und Gestalten stehen dunkel am Weg. Seltsame Bäume spiegeln ihr Abbild im Wasser, Tiere kommen in friedliche Gärten.

Jurrei liebte es, den Träumen der Nächte am Tage nachzuhängen. Er konnte für Stunden irgendwo allein liegen, auf der Düne oder im Seewald, sah alle Gestalten und Dinge des Traumes noch einmal, setzte ihr schattenhaftes Leben fort und gab ihnen Namen, die er selber schuf. Er war nicht glücklich dabei, denn oft fielen graue Schleier über ein Wesen unter den Schatten, das er liebte. Mit jener zarten Scheu liebte, wie sie Knaben haben, solange sie noch nicht wissen. Er konnte diesen

Traum nicht lenken, konnte das geliebte Wesen nicht retten vor den Wegen, die immer in Dunkelheit führten.

Die Tage des Knaben, die bisher Schule und Spiel waren, wurden von Unruhe verdunkelt. Isze sah es, doch das Gesagte ließ sich nicht zurückrufen. Manchmal stand Jurrei am Haffufer und blickte den Segeln nach, vielleicht war der Kahn des Vaters darunter. Später, wenn er groß war, würde er hingehen zu Gaigals, den Kahn nehmen und selbst darauf fahren. Und Gaigals würde er töten, ihm erst von seiner Tat sagen und ihn dann töten.

Seine Unruhe stieg von Tag zu Tag. Oft lag er unter dem Strohdach des Hauses und sah durch einen Spalt in der Siebelwand hinüber in den Hof des Gaigals. Stundenlang konnte er so liegen, unbeweglich, nur die Augen liefen in glühendem Spähen über das Nachbarhaus, den kleinen Stall, die Scheune. Wenn er die Augen schloß, sah er alles deutlich vor sich, vor der Haustür den rotgeziegelten Gang, den Grasplatz mit dem Ziehbrunnen und den Nezen über dem Staketenzaun. Regte sich drüben etwas, so öffneten und schlossen sich seine Hände. Wie in Erregung krümmte sich der Körper, das Gesicht hielt er hart gegen die Bretterwand gedrückt.

Nach solchen Tagen schlief Jurrei lange nicht. Er lag Stunden um Stunden, warf die Betten, die heiß

waren und ihn quälten, von sich, und fiel erst gegen Morgen in einen ermüdenden Schlaf. Oft auch stand er in der Nacht auf und lief an den Seestrand. Hier wurde er ruhiger. Der gleichmäßige Takt der Wogen und der frische Salzhauch ließen die Gedanken verstummen, die unendliche Gleichmäßigkeit der Landschaft beruhigte ihn. Kam er, ohne auf Weg und Richtung zu achten, an das Haffufer, so war es, als dränge die Nähe der Unglücksstätte ihm tausend andere Bilder auf, wie er sie noch nie geträumt. Haß und Erinnern lag hier in allem. Der Wind ballte seltsame Gestalten aus Nebel und Gebüsch, unsichtbare Rufe ängstigten ihn. Vom Haff her klangen Hilferufe, Segelringe klapperten, er hörte Ruderschläge. Und immer sahen Gesichte aus dem Dunkel, eine breite Stirn über kleinen Augen, es formten sich die Züge des Gaigals. Dann geschah es, daß Jurrei einen erstickten Schrei ausstieß, der in den Dünen widerklang, und mit einem Stein in der Faust darauf zulief. Zweige rissen sein Gesicht, keuchend hegte er durch den Sand, bis er zu Boden sank. Am Morgen erst, wenn die Sonne schon in die Dünentäler langte, erwachte er aus seiner Erschöpfung. Sandwehen waren über ihn gegangen, Möwen flogen vorbei. Er erkannte langsam die Umgebung, schüttelte den Sand aus den

Kleidern und schlich schein ins Dorf zurück, um dann für  
Lage im Hause zu bleiben. —

An einem Vormittag. Mehrere Kähne waren auf  
den sandigen Vorplatz am Hafen gezogen. Die frisch  
geteerten Planken blitzten in der Sonne. Männer klopf-  
ten und hobelten, auf zwei Böcken lag ein Baum, seine  
Rinde schälte sich in langen Streifen unter dem scharfen  
Reißmesser. Gaigals fluchte bei jedem Ast, der das  
Messers hemmte. Er hob den glatten Stamm, der ein  
Mast geworden ist, hoch und setzte ihn in den Kahn.

Jurrei hat den Männern beim Hobeln zugesehen,  
jetzt kommt er langsam zu Gaigals. Gegen die blen-  
dende Sonne erkennt er ihn erst, als er an dem Kahn  
steht. Gaigals legt die Eisenklammern um den Mast.

„Das ist mein Kahn!“

Wie dünn eine Kinderstimme klingt. Die Männer  
lachen, Gaigals lacht mit. Jurrei hat die Spitze des  
Kahns gefaßt und zerrt daran. Der Kahn schaukelt  
und schlägt mit der Seite gegen den neben ihm liegenden  
Kahn.

„Laß los, dummer Bengel!“

Gaigals springt über die Ruderbank zur Spitze.  
Jurrei hält fest. Er weiß nicht weshalb. Mitnehmen kann  
er den Kahn nicht, er muß ihn nur halten, es ist seiner.

Gaigals stolpert. Wut überfällt ihn. Er reißt ein Tau hoch und schlägt Turrei zweimal über Kopf und Hände.

„Was suchst du hier zwischen den Männern? Mach, daß du nach Hause kommst, sonst kriegst noch eine Tracht.“

Turrei ist bei den Schlägen erwacht, er hat den Kahn losgelassen, seine Hand blutet, er merkt es nicht. Die Männer arbeiten wieder, keiner kümmert sich um ihn. Er läuft in den Wald und wirft sich zwischen die niedrigen Kiefern ins Moos. Hier weint er. —

Nur der Wind in den Weiden und die Wellen am Ufer waren zu hören. Es war dunkel. Wenn der Leuchtturm die Wolken aufleuchten ließ, sah Turrei die Umrisse der Kähne. Hier lag der richtige. Er erkannte es an den großen Steinen, hinter denen der Anker im Sand saß. Er stieg in den Kahn, ja, die Ruder lagen zwischen den Bänken. Leise, damit kein Klappern zu hören war, zog er sie ins Wasser und band sie zusammen. Bis zum nächsten Schilf waren fünfhundert Schritte. Wer sollte sie hier finden. Das Schilf wurde einmal im Jahr geschnitten, bis dahin verging noch viel Zeit. Turrei schlich wieder ins Dorf zurück.

Als nach vier Tagen die Ruder gefunden wurden, bekam er von Onkel Horch Haue.

Nsze konnte ihn nicht schlagen, hierfür nicht.

---

Abend, Isze."  
„Abend, Gaigals.“

Schweigen. Hinter starren Baumkronen zerrann der Tag. Isze sah in das wenige Licht, ohne einen Eindruck von dem Geschauteu zu haben. Ihr Denken war ausgeschaltet, nur ein ängstlicher Druck saß in der Kehle. Sie hielt sich an dem Zaun, der den Weg zur Kirche säumte.

„Na, hab dich lange nicht gesehen. Wie lebst jetzt?“

Sie sah an Gaigals vorbei.

„Wie soll ich leben, wie früher.“

„Du bist doch jetzt allein. Schaffst alles?“

Isze mußte den Blick gewaltsam von den Uferweiden lösen, zum erstenmal nach Jahren sah sie in Gaigals Gesicht. Sie vergaß seine Frage. Das also war Gaigals. Sie suchte in den Rissen des Gesichts, hinter den kleinen Augen, als wollte sie erforschen, wo der Haltepunkt ihres Hasses saß. Langsam gingen ihre Augen über Stirn, Nase und Mund. Gaigals wartete auf Antwort. Was starrte sie ihn so an?

„Du bist so still geworden. Schaffst du alles in der Wirtschaft, oder soll ich dir helfen kommen mal am Abend?“

„Warum fragst du, was willst du von mir? Hast dich all die Jahre nicht um mich gekümmert und um meine Wirtschaft und jetzt willst helfen kommen?“

„Schrei nicht so, was brauchen sie im Dorf alles zu hören. Ich frag bloß, weil ich dich traf.“

„Nein, nicht weil du mich traffst.“

Gaigals lachte, sein Gesicht war im Dunkel nur ein heller Fleck.

„Weshalb denn?“

Isze schwieg.

„Du weichst mir immer aus, Isze. Ich hab dir doch nichts getan.“

Sie sah ihn an, über ihr Gesicht ging der kreisende Schein des Leuchtturms. Ihre Augen waren voll und groß auf ihn gerichtet.

„Wo ist Skeilies?“

Kurz und kalt wie ein Hieb. Gaigals schwieg lange.

„Warum fragst du mich?“

„Du warst doch dabei, du allein weißt es.“

„Ja, ich war dabei. Aber es ist schon lange her.“

„Mir ist es noch immer wie gestern.“

„Ihr Frauen vergeßt nicht so schnell.“

„Ich vergesse nie. Und du weißt auch, weshalb nicht.“

Ich glaube nicht an das Unglück, Gaigals.“

„Du, — — du glaubst nicht, daß . . .“

„Nein!“

Sie schwiegen. In den Kronen der Kiefern schwang sich der grelle Schein vom Leuchtturm. Wellen waren vom Haff zu hören, das hinter den Weiden glanzlos und düster sich an den grauen Horizont verlor. Isze hatte gesagt, was in langen Jahren in ihr gebrannt hatte, es war, als hätte ein Regen allen Staub von ihr gewaschen und sie stände nun erfrischt und wunschlos in einem schönen Sommerabend. Sie hatte die Gegenwart des anderen vergessen, sie war in einen Zustand glücklicher Müdigkeit gesunken.

Gaigals wollte etwas sagen. Er fühlte das lange Schweigen als körperliche Bedrückung, fand aber kein Wort. Da wendete sich Isze zum Weg.

„Ich muß gehen.“

Leise klang die Stimme, nichts mehr von der Erregung war darin. Isze ging. Dunkel zeichnete sich ihre Gestalt auf dem Sandweg ab, langsam war ihr Schritt, aber leicht.

Gaigals stand im Flammenkreis des Leuchtturms, der seine Lichtbündel in Abständen auf ihn warf. Er fühlte es nicht, seine Augen sahen nichts Außereres, er wußte nicht, daß er am Abhang des Kirchenberges stand.

„Ich glaube nicht an das Unglück.“ Diese Worte kamen und gingen in seinem Hirn.

Am Ufer machte ein Kahn fest, die Kette klirrte.

Gaigals schrak auf.

---

Jahre trieben vorbei. Ihr Kreis war der immer gleiche des Nehrungsjahres, Fischfang im Sommer und Winter, mit Rähnen und Schlitten.

Jurrei war siebzehn Jahre alt. Sonne und Wind und das rauhe Leben hatten ihm das Aussehen der Nehrung gegeben. Braun und glatt spannte sich die Haut über die hageren Backenknochen, hinter denen die grauen Augen lagen. Seine Lippen waren dünn und versuchten selten ein Lächeln. Schaukelnd und schwer war sein Gang, gewöhnt an Wellenbegegnen und sandigen Weg.

Er war Fischerknecht gewesen, hatte fremden Menschen geholfen, den fremden Kahn zu führen, hatte für sie gefischt, für sie war der Gewinn gewesen. Er hatte seinen Lohn bekommen.

Der April war rauh, noch fiel manchmal Schnee, in den Nächten froh es, das dünne Eis am Ufer splitterte im Morgenwind. —

Es war Sonntag. Der alte Horch stand am Fenster und rasierte sich.

„Beil dich, Dunkel, es hat schon einmal geläutet“, sagte Isze. Sie nahm ihr buntes Umschlagtuch und

die Gesangbücher aus der Truhe. Der Alte holte den Priem aus der Backe und legte ihn auf das Fensterbrett. Er fragte schneller, blau sprang die Haut unter dem Messer vor.

„Fertig allright,“ er wischte den Seifenschaum ab, „hör mal, Isze, jetzt zum Ersten läuft doch die Pacht mit dem Gaigals für den Kahn ab. Willst du verlängern?“

Isze richtete sich auf und klappte die Truhe zu.

„Mit dem Gaigals nicht.“

„Wem willst denn den Kahn geben?“

„Daran hab ich noch nicht gedacht. Nur, daß der Gaigals ihn nicht weiterbehält.“

„Der Jurrei ist doch so in den Jahren. Ob er für andere fährt oder für sich selber, ist aber ein Unterschied. Ich kann meine alten Knochen auch noch dazugeben, dann haben wir all people on bord. Überleg dir das man in der Kirche.“

Isze blieb stumm, sie nahm das Tuch, gab Horch ein Gesangbuch und ging vor. Er brummte etwas von langhaarigem Weibervolk und schloß die Thür.

Isze hörte heute nicht viel von der Predigt, sie sang zwar mit, doch ihre Gedanken waren bei dem Gespräch. Nach dem Mittagessen nahm Jurrei seine Mütze. Isze sah auf.

„Bleib doch hier.“

Jurrei stand schon an der Thür.

„Warum? Ich möchte in den Wald gehen.“

„Willst du immer für Fremde fahren?“

„Immer für Fremde fahren? Ich versteh nicht, Mutter.“

„Möchtest du nicht lieber für dich selber fahren, mit eigenem Kahn?“

Jurrei drückte die Thür wieder zu und trat an den Tisch.

„Da ist wohl nichts zu fragen, für sich arbeiten macht doch mehr Spaß, als für andere Leute. Aber mit welchem eigenen Kahn sollte ich denn fahren?“

Der alte Horch lachte. „Der weiß noch gar nichts von seinem Glück. Gut, Ilse, daß du dir die Sache so überlegt hast.“

„Die Pacht mit dem Gaigals läuft zum Ersten ab, und er soll den Kahn nicht weiterbehalten. Es war mir gar nicht recht damals, daß er gerade den Zuschlag bekam.“

„Da war nichts bei zu machen, es geht immer nach dem höchsten Gebot“, warf Horch ein.

„Da haben wir uns nun gedacht, wir verpachten den Kahn nicht wieder, du fährst ihn mit Onkel Horch für uns selber.“

Turrei stand ohne Worte. Er sah von der Mutter zum Onkel.

„Ich soll . . .“ Er warf die Mütze an die Stubendecke und umarmte die Mutter. Horch klopfte den Kalkstaub von der Mütze und hängte sie an.

„Das sieht so aus, als ob er einverstanden ist, gesagt hat er ja noch nichts.“

„Da ist doch nichts zu sagen, nein wird man nicht sagen und ja ist selbstverständlich.“

Isze freute sich an der Freude ihres Jungen. Turrei lief in der Stube umher und machte Pläne, wie er es alles einrichten würde. Er kannte Gangplätze, drüben nach der Niederung zu und nach der Kossitter Seite. Ob auch alle Neze noch oben lagen? Zehn Tage waren bis zum Ersten.

„Ich geh noch zum Hasen, werd mal sehen, wie der Kahn ist.“

„Der ist gut im Stande, brauchst nicht nachzusehen. Der Gaigals rechnet schon mit ihm als seinem eigenen.“

„Der wird sich wenig freuen. Aber ich gönn ihm das.“ —

Die Tage dehnten sich wie eine Ewigkeit. Turrei versuchte sie abzukürzen, indem er Neze flickte, die Ränchergrube zurechtmachte, die Jahre hindurch nicht

benutzt war, und am Abend sich freute, daß wieder ein Tag vergangen war.

Endlich brach der erste Mai an. Er hatte kaum geschlafen. Nichts ging schnell genug. Der alte Horch wollte noch eine Geschichte loswerden, ein Erlebnis aus seiner kalifornischen Zeit, wo er in einem Hafen Lagerverwalter gewesen war und mit einer Ladung Ananas fünf Schlangen abtödt. — Immer waren unheimliche Tiere in seinen Erzählungen. — Aber niemand hörte heute nach ihm, selbst Nsze schien anders zu sein als sonst. Ihr immer beherrschtes und ernstes Gesicht lächelte manchmal. Jurrei nahm sich kaum Zeit, etwas zu essen, er mußte zum Hafen, zu seinem Kahn. Der alte Horch aß gemächlich seine Suppe.

„Ohne was im Bauch kann keiner leben, mein Jung. Come on, nimm dir wenigstens ein Stück Brot in die Tasche.“

Endlich waren sie fertig und gingen. Horch schnitt sich einen neuen Priem ab und lachte. „Der Gaigals machte ein Gesicht, als ich ihm sagte, wir fahren jetzt den Kahn selber. Wer wir, fragte er. Na, der Jurrei und ich, sagte ich. Der Jung soll den Kahn fahren? fragt er. Das muß ihm wenig in seinen Kram gepaßt haben.“

„Ich traf ihn gestern, er hatte das Gesicht noch immer und sah gar nicht nach mir hin, als ich an ihm vorbeiging. Am liebsten hätte ich ihm eins mit dem Ruder gegeben.“

„Das laß man.“

Der Marktdampfer nach Memel pfiff an der Mole. Am zweiten Pfahl lag der Kahn. Zurrei war als erster drin und setzte sich auf die Steuerbank. Dies war nun seins. Er sah nicht das geschäftige Prüfen des Alten, der alle Planken beklopfte, die Leerung nachsah und den Mast mit einem Auge abvisierte. Er saß auf der Bank und dachte nichts als dies ist mein Kahn. —

Isze war in ihrem Aussehen und ihrem Inneren wie verwandelt. Es kam vor, daß Zurrei sie überraschte, wie sie vor sich hinsang, leise, ohne Worte. Sie hörte auf, wenn sie ihn bemerkte. Es war, als sei nun, da Gaigals den Kahn nicht mehr fuhr, sie selbst in ein glückliches Leben gelangt. Der Haß, der durch Jahre gegen jenen Mann in ihr gewesen, war vergessen oder bekäubt. Zurreis Freude hatte auch ihr Freude gegeben. Nun konnte sie wieder am Abend helfen, Netze zusammenlegen, am Tage Halschnüre bestecken und Segel flicken, am Morgen aussehen nach dem Kahn mit dem braunroten Segel. Alles war wie früher, wie vor Jahren, als Enfies, ihr Mann, lebte.

Zwei Jahre kamen, in deren Frühling, Sommer und Herbst kein Tag und kaum eine Nacht vergingen, wo Furrei und Horch nicht ausführen, kein Wetter schreckte sie. Man nannte sie im Dorf die Seeräuber.

Der Alte wurde wieder jung. „Ich bin nicht für säen und ernten und Schweine füttern. Als ich in China mal ohne Schiff saß, es war in Schanghai, wollten sie mir mit Reis kommen, ich sollte eine Plantage mit Gelben beaufsichtigen. Das einzige war, daß die Felder unter Wasser standen, sonst fand ich nothing for me daran.“

Sie packten sich die Netze auf und machten den Kahn fertig.

---

Jurrei hielt den Kahn nach dem Windenburger Licht zu. In der zunehmenden Dunkelheit waren Geräusche von den anderen Kähnen zu hören, das Auswerfen der Netze, ab und zu ein Ruf. Die Ufer waren versunken, eine helle Wolke stand am Himmel, sie verdeckte den kleinen Mond. Müde lag die Septembernacht auf dem Wasser, kurze Wellen schlugen gegen die Kähne.

„Es brennt!“

Von irgendeinem Kahn war der Ruf gekommen. Im Nordwest, wo das Dorf lag, war ein trüber Schein, plötzlich stach eine rote Feuerzunge vor.

„Das ist bei der Kirche.“

„Nein, die Post brennt.“

Die Kähne waren gedreht, die Netze ruhten, überall waren Stimmen laut. Dreißig Gesichter starrten aus der Nacht über das Wasser hinüber zur Nehrung. Die Flammebüschel wuchsen, gelbweiß und rot lagen Rauchwolken darüber. Es war nur ein Punkt, nicht größer als eine Haffmücke, oben am Horizont. Doch war es Schicksal und Not. Auch Hoffnung, die immer bereit

ist zu trösten. Bei wem war es nicht. Einen mußte es getroffen haben. Nur mich nicht, hofften dreißig Männer.

Jemand sang, es war ein Kirchenlied.

„Sei still, Sakuth. Das Gesänge hilft nichts.“ Noch einen Vers sang der, leiser und mit der Hoffnung für sein Strohdach.

Der Wind war ganz eingeschlafen, keine Welle schlug an die Rähne, die dunkel unbewegt im Wasser standen.

Jurreis Augen hatten sich an dem Feuerschein verkrampft. Brennt mein Haus? fragte etwas in ihm. Er wagte nicht zu antworten. Er sah es vor sich liegen, das Haus mit dem tiefen Strohdach, den gekreuzten Giebelbalken, dem Stall, der am Haff stand.

„Wieviel Stunden noch bis zum Morgenwind?“

„Mindestens drei“, sagte der alte Horch und verwahrte die Uhr unter der Wolljacke.

„Ich mein, wir rudern nach Hause“, schlug Jurrei vor.

„Wir kommen nicht früher an, als wenn wir auf Wind warten.“

„Ich kann nicht warten.“ Jurrei nahm die Ruder und trieb den Kahn vorwärts. Ruderschläge waren auch

von anderen Rähnen zu hören. Gleichmäßig Platschten die Ruderblätter ins Wasser, Stunden um Stunden. Näher dem Land mit jedem Ruderschlag. Größer wurde das Feuer, schon sahen Baumkronen, grell beleuchtet, aus dem Dunkel. Aber das Haff lief ein langer roter Weg, der Rahn hielt darauf zu. Der alte Horch wollte erzählen, ein Erlebnis von irgendeinem Feuer. Als Jurrei nicht antwortete, seine Augen nur den Brand sahen, abwesend für die Worte, verstummte er.

Jurrei stand auf, er stieg auf die Ruderbank. Horch kehrte sich um, als die Ruderschläge aufhörten.

„Was ist?“

Jurrei stand ohne zu antworten.

„Wo ist es, kannst schon sehen?“

Es war das Haus der Mutter, sein Haus. Die Ruder arbeiteten schneller.

Nun war Morgen, frühes Licht brach über das Haff und überschwemmte das Dorf. Von der Brandstelle stieg leichter Rauch, matte Funken sprangen von verkohlten Balken, es roch nach verqualmtem feuchtem Heu.

Jurrei warf den Anker aus, watete an Land und machte den Rahn fest. In den Augen war kein Glanz, mattgesehen in der langen Nacht, ausgebrannt mit dem Feuer.

Oben am Haus waren noch Männer, rauchschwarz die Gesichter ihm zugewandt. Es war still, als er kam. Er hatte keine Worte, die Augen suchten die Mutter. Niemand sprach.

Der Stall war verbrannt, Holz lag im nassen Heu, schwarzverkohlt. Die Balken des Hauses ragten leer in die Luft, gespenstische Rippen an einem Skelett. Auf der Erde stand eine Laterne, ihr Licht hatte man zu löschen vergessen, es war ein müdes Auge im Morgen.

„Wo ist die Mutter?“ fragte Jurrei.

„Bei Jons Szillat.“ Er sah nicht, wer da sprach.

Im Dorf wurden Kühe und Schafe laut, durch ihre Rufe klang das Horn des Hirten. —

Jurrei stand am Fenster. Auf dem Tisch blinkte eine kleine Lampe. Isze hatte die Hände müde in den Schoß gelegt.

„Um zehn fing es an. Vielleicht war in der Räuchergrube noch Blut. Das Heu lag ja auch noch unten.“

„Die Räuchergrube ist fünf Meter vom Stall.“

„So weit kann's schon sein.“

„Da kann kein Funke überspringen, es war doch kaum Wind.“

„Ich weiß nicht, mir ist der Kopf ganz leer.“

„Haben die Männer was gesagt?“

„Ich hab nichts gehört.“

Jons Szillat kam herein. „Sag, Jurrei. Ich habe schon zur Mutter gesagt, ihr sollt hier bei mir wohnen. Diese Stube ist frei.“

„Ich war in unserm Haus, links ist nichts verbrannt. Wir können dort bleiben.“

Szillat sah Jurrei an und zögerte. „Ihr werdet doch wohl verkaufen müssen.“

„Verkaufen?“

„Ja, ihr habt keine Versicherung, und der Aufbau kostet viel Geld.“

„Wir müssen das Haus verkaufen, Mutter?“

„Das Haus und den Kahn.“

Jurrei krampfte die Hände um die Tischkante. „Und dann?“ Szillat hob die Schultern.

„Man muß sehen, vielleicht gibt es andern Verdienst für dich.“

Jurrei stand ohne Worte, dann durchlief ihm ein Gedanke, bei dem ihm rot vor den Augen wurde.

„Szillat, war Gaigals heut nacht auf dem Haff?“

„Nein, ich sah ihn beim Feuer.“

„Es ist gut.“

Szillat ging kopfschüttelnd aus der Stube.

„Mutterchen, wein nicht. Es haben ja nicht alle im Dorf ein Haus und einen Kahn, und wir gehören jetzt auch zu denen.“

Else nickte müde. Die Lampe blakte, ihre kleine Flamme drohte zu vergehen. Die Nacht stand stumm vor dem Fenster.

---

Am 24. Oktober findet die Versteigerung des Anwesens und des Hafflahns mit sämlichem Gezeug der Witwe Ihsze Skeilies statt", stand auf der schwarzen Tafel im Vorgarten des Gemeindeamts. Der Herbstregen hatte die Buchstaben halb verwischt.

Trüb und regnerisch brach der Tag an. Jurrei ging zu seinem Haus, das vereinsamt am Haff stand. Er hatte die Siebelbalken notdürftig mit Brettern verschalt, damit der Regen nicht die Bodendecke traf. Wozu, hatte Szillat gefragt, für dich tust du es doch nicht mehr, und der neue Besitzer rechnet es dir nicht an. Jurrei hatte nicht danach gehört.

Im Flur standen noch die Truhen, Segel und Netze lagen getrocknet im Winkel. In den Stuben roch es muffig. Er stieß die Fenster auf, die regenschwere Luft drang herein und machte alles müde und traurig.

Der Stall war geblieben, wie das Feuer ihn übriggelassen hatte, vier verkohlte Holzwände, in die der graue Himmel hing, überkreuzt von verräucherten Balken. Kein Heu, keine Kuh, keine Hühner.

Jurrei ging zum Haffufer hinunter, wo der Kahn an langer Kette verankert lag. Kühler Morgenwind trieb Wellen auf den Sand, auf dem sie mit matten Laut verliefen, der Regen hatte aufgehört; aber neblig und naß lag der Himmel auf dem Wasser. Kaum daß die Hafennole als dunkler Strich zu sehen war. Er stand neben dem Anker, manchmal tauchte die Kette aus dem Wasser, wenn der Wind den Kahn abtrieb. Dann spürte Jurrei, wie der Anker im Sand zerrte. Bald, vielleicht schon in der nächsten Stunde würde auch das vorbei sein, dann waren Haus und Kahn das Eigentum eines anderen. Er starrte auf das Haff, lange, unbewegt, bis das Gekreisch einer Möwe ihn aufschreckte. Er ging zurück zu dem Haus.

Im Hof standen schon Männer und Frauen, ihr Gespräch verstummte, als Jurrei zu ihnen trat. Es war ein gedrückter Kreis, ohne Bewegung und ohne Gespräch, bis der Lehrer und der Gemeindevorsteher kamen.

Jurrei ging ins Haus und schloß die Fenster. Undeutlich hörte er die Stimmen der im Hof Versammelten. Durch die belausenen Scheiben sah er sie schattenhaft, ohne jemand erkennen zu können. Er wollte auch nichts hören und sehen und konnte doch nicht wie die Mutter in der Stube bei Szillat sitzen und warten, bis alles

vorbei war. Ab und zu klopfte jemand von außen gegen das Haus, um zu sehen, ob die Wand fest war. Dann zuckte Jurrei zusammen, um gleich wieder in Grübeln zu sinken. Jons Szillat sprach, sein Baß war zu hören. Sicher versuchte er, einen guten Kaufpreis zu erzielen. Was nützte das, was sollte Geld, das ihn und die Mutter eine Zeitlang vor Not bewahrte? Der Kahn war die Hauptsache, er war ihm Verdienst und mehr noch, ein Ding, mit dem er lebte, das zu seinem Leben gehörte.

Jons Szillat und der Lehrer traten ein.

„Hier bist du, Jurrei, wir haben schon das ganze Haus durchgesucht. — — Es ist alles geregelt.“

„Haus und Kahn sind verkauft?“

„Ja, und gut verkauft. Es wurde hoch geboten, einer wollte es durchaus haben, da ging der Preis schön in die Höhe.“

„Und wem gehört es nun?“

„Gaigals hat alles gekauft.“

„Gaigals hat . . .?“ Jurrei war aufgesprungen, seine Augen glühten. „Gaigals? Er wollte es haben? Auch den Kahn?“

„Weshalb schreiest du so, was ist dir? — Ja, Gaigals hat Haus und Kahn gekauft. Er fluchte mächtig

über den Preis. Aber es war schon gut so. Mutter wird sich freuen. Wir wollen zu ihr gehen."

"Mutter wird sich freuen, da haben Sie recht, Szillat."

Jurrei lachte, es klang frank und ohne Ton.

---

**W**ar das Wetter in diesem Jahr so trübe oder schienen für Jurrei die Tage ohne Sonne, er ging wie in düsterem Nebel. Wieder mußte er, um nicht untätig im fremden Hause zu sitzen, sich als Fischerknecht vermieten. Erst wollte er versuchen, in der Niederung bei den Karfelner oder Akminger Fischern zu arbeiten. Dann blieb er bei Jons Szillat, in dessen großer Fischerwirtschaft auch für ihn Arbeit war. Er bekam den kleinsten Kahn, den ein Mann allein bedienen konnte. Szillat meinte, er sei so für ihn das Richtige. —

Jurrei hatte die Malschnüre ausgelegt, die Sonnen gesetzt und wendete den Kahn näher ans Ufer, wo die breite Fläche des Athmathstromes ins Haff mündete. Es war dunkel, von den anderen Rähnen war in der mondlosen Nacht nichts zu erkennen. Wind sprang auf in der Nähe des Landes, er fing sich im Segel und trieb den leichten Kahn durch das Wasser. Jurrei saß hinten und hielt die Schottleine. Das eintönige Geräusch der Wellen machte ihn schläfrig, er hatte auf keine Neze zu achten, der Wind trieb ihn nach Westen.

Da war es wie ein Schrei über dem Wasser. Jurrei horchte. Da, wieder, eine Frauenstimme. Mehr nördlich. Näher Klang der Schrei.

Ungewiß im Dunkel lag ein Kahn. Jurrei drehte bei und rief hinüber. Keine Antwort. Der leichte Kahn fuhr eine Biegung und lag nun neben dem großen.

„Was ist los bei euch? Warum ruft ihr?“

Es war niemand im Kahn zu sehen. Doch — aus der Klappe zur Koje kroch ein Mann. „Was willst hier? Wer hat dich gerufen?“ Es war Gaigals.

„Von hier hat was gerufen!“

„Fahr weiter. Ich brauch keinen.“

Jurrei zog die Leine wieder an, der Wind warf sich ins Segel, langsam kam der Kahn in Fahrt.

Da, noch in Sicht mit dem anderen, vernahm er dieselbe Stimme, einen Hilferuf, jetzt deutlich von Gaigals Kahn. Jurrei fuhr zurück und sprang auf die Ruderbank. Aus der Koje sah ein Frauengesicht. Gaigals hantierte teilnahmslos hinter dem Großsegel, er sah sich nicht um. Die Frau kam heraus und stieg zu Jurrei. Langsam glitt der Kahn in die Nacht.

Die Frau hatte sich unten zwischen die Bänke gesetzt, Jurrei kannte sie nicht, sie war städtisch gekleidet.

„Warum riefen Sie?“ fragte er.

„Ich fürchtete mich vor dem Mann. Er wollte nach Heydekrug fahren und erbot sich mich mitzunehmen. In der Nacht, als ich in der Koje schlief, kam er zu mir. Deshalb rief ich.“

Jurrei reichte ihr eine Decke, sie schien zu frieren, ihre Stimme zitterte.

„Bis Heydekrug ist's für mich zu weit, ich werde Sie bis Minge fahren. Von dort können Sie am Morgen weiter. Wenns Ihnen recht ist.“

„Ich danke Ihnen. Mir ist alles recht, nur nicht zurück, ich möchte dem Mann nicht noch einmal begegnen.“

Am frühen Morgen landete Jurrei in Minge. „Nein, danke. Geld nehme ich dafür nicht. Der kleine Umweg machte mir nichts aus.“

Er sah, die Fremde war hübsch und jung, sicher nicht viel älter als er selbst. Sie stand auf der Ruderbank, bereit, ans Ufer zu gehen. Mit einer Hand hielt sie sich am Mast. Der Wind hatte eine Haarsträhne unter der dunklen Mütze gelöst, sie wehte wie ein braunes Band zu seinen Schläfen. Da beugte sich das Mädchen vor, faßte ihn um und küßte ihn.

Sie war schon in der Straße verschwunden, als Jurrei versuchte ihr nachzublicken. Nachdenklich und doch froh fuhr er nach Hause.

\*

Selten langte ein Zeichen der Welt in das Dorf. Nur in kurzen Sommermonaten brachten Badegäste Nachrichten von draußen und erzählten wohl von dem Leben in den Städten. Meist aber waren es Eigenbrötler und Einsame, die nicht zum Reden neigten, Menschen, die der Landschaft, nicht des Redens wegen kamen. Wenig hatte Jurrei von ihnen gehört, und aus dem Wenigen war nur eine unklare Vorstellung von Stadt und dem anderen Leben in ihm. —

Da kam nach kurzer behördlicher Vorbereitung der Gestellungsbefehl. Jurrei fühlte, wie eine Erregung, die seit dem Tage der Musterung in ihm gewesen war, langsam zusammensank. Und doch hielt die Freude an, wenn auch die Mutter weinte.

Er kam von der See, der hügelansteigende sandige Weg lief zwischen den niedrigen Kiefern, die ihren langen Schatten blau über den Sand legten. Morgen früh, sagte er vor sich hin. Nun ließ er alles hinter sich, den bohrenden Schmerz um den verlorenen Kahn, das Haus und auch die trauernde Mutter. Sie weinte oft in letzter Zeit. Alte Frauen weinen immer, hatte Onkel Horch gemeint. Ob man ihm glauben konnte? Die Mutter war anders als die Frauen im Dorf, selten stand sie mit ihnen zusammen, sie sprach wenig — von sich und den Kleinen Tagesereignissen.

Im Dorf war Abend. Jons Szillat saß mit der Pfeife vor der Thür. „Na, Jurrei, wirst auch Heimweh kriegen? Ich hab manche gekannt, die wollten am liebsten nach einer Woche schon zurück.“

„Ich glaube nicht, erst will ich mir ein Stück vom großen Wasser ansehen und Geld verdienen.“

Szillat lachte. „Bei der Marine wirst nichts sparen. Da wird im nächsten Hafen immer alles verjubelt, das gehört sich so. Was willst auch mit Geld? Junge Leute brauchen das nicht.“

„Doch, Szillat, ich brauch Geld.“

„Geld brauchst du? — Ach so, du denkst noch immer an deinen Kahn. Wenn der Gaigals ihn man abgibt, das ist so ein Gnietischer. Was der hat, das hält er.“

„Ja, Szillat, da haben Sie recht, der hält was er hat.“ —

Der Morgen kam und mit ihm der Abschied vom Dorf und der Mutter. Der Dampfer fuhr nicht schnell genug für Jurreis Erwartung des Kommenden. Endlich war er in Granzbeek. Von dem kleinen Badeort führte der Weg durch die grünhügelige Landschaft des Samlands, Felder begleiteten den Zug, manchmal waren kleine Dörfer oder ein Gut an der Bahnstrecke. Wald nahm den Zug auf. Zwischen den Bäumen leuchteten

Moospolster, der Rauch der Lokomotive hing in den Zweigen. Vorortstraßen begannen, angedeutet durch Laternen, vereinzelt standen Häuser, Türme sahen hinten aus grauem Dunst — die Stadt.

Der Zug hält. Verwirrend ist für Jurrei das Getriebe des kleinen Bahnhofs. Menschen, mehr als sein Dorf sie hat, sind auf dem Vorplatz. Straßenbahnen ziehen ihre gelben Züge vorbei. Das Leben hier ist bunt und hastig. Läden voll Dingen, deren Namen und Zweck ihm unbekannt waren, lagen in der breiten Straße. Da, die bunten Wolljacken, die kannte er, Sommergäste hatten ähnliche angehabt. Photographische Apparate standen dort. Einmal hatte jemand ein Bild von ihm gemacht, zu Hause an seinem Rahn. Die Mutter hatte es auf der Kommode stehen. Er entsann sich noch, er mußte damals drei Sekunden still stehen. Es war ihm lächerlich gewesen, drei Sekunden waren doch eigentlich nur eine verschwindend kurze Zeit, und doch hatte es endlos lange gedauert.

Alle Sinne waren hier angespannt, um die Eindrücke dieses Neuen aufzunehmen. Häuser stiegen zu unheimlicher Höhe, noch überragt von Türmen. Zahllose Fenster unterbrachen die Mauern. Zu Hause genügten zwei im Haus. Künstlich waren alle Farben. Nirgends stand

ein Baum. Vor einer Kirche lag ein Grasplatz, das Grün war grau.

Wie lang der Weg zum anderen Bahnhof war! Eine halbe Stunde hatte ihm der Zugführer gesagt, also so weit wie vom Dorf bis zur See. Er glaubte, schon Stunden durch die Straßen zu gehen. Das war sicher so wie mit den drei Sekunden beim photographieren, die hatten auch endlos gedauert.

Zimmer neue Menschen drängten an Turrei vorbei. Ob sie sich nicht kannten? Keiner grüßte den anderen. Zwischen den hohen Häusern sahen sie klein aus, wie von der Düne oben gesehen.

Endlich war er am Bahnhof. Er saß im Zug, der nach kurzem Aufenthalt abfahren sollte. Das Neue, Niegesehene, hatte eine freudige Erregung in ihm geschaffen, die jetzt langsam mit der körperlichen Ruhe verebbte. Leise Klagen Rufe, Klirren und Pfeifen des Bahnhofs in das Abteil. Er wurde schläfrig und schloß die Augen. Was mag die Mutter jetzt machen? Ob sie an ihn dachte? Sicher, vielleicht weinte sie wieder. Gut, daß Onkel Horch bei ihr war.

Der Zug fuhr. Stunden um Stunden hoben und senkten sich die Telegraphendrähte vor dem Fenster.

---

**U**nteroffizier Brause war Berliner und wurde Herr Maat angeredet. Er führte die Rekruten in die Geheimnisse des Militärs und der Marine ein.

Er stand breitbeinig vor den Zuhörern. „Die Marine ist die einzige anständige Waffe. Alles andere ist Schnickschnack. Wenns losgeht, machen wir die ganze Sache. Ihr seid ja noch zu dumm, um davon was zu begreifen. Wenn ihr aber erst ein Jahr unter meiner Leitung gedient haben werdet, könnt ihr das schon besser übersehen, wenn auch nicht mit der Einsicht, die ich habe.“

Jurrei begriff anfangs wenig von all dem Neuen. Es war zuviel an Dingen, die jedes einen anderen Namen und irgendeinen ihm geheimnisvollen Zweck hatten. Maat Brause erklärte und zeigte, Er war stets heiter und priemte, was Jurrei an Onkel Horch erinnerte. Vielleicht war es auch die Unbekümmertheit um große Entfernungen von einem Erdteil zum anderen, die er hatte, und die nur seebefahrenen Leuten eigen ist.

Manchmal am Abend saßen sie in der verräucherten Kantine zusammen, der Maat, Jurrei und noch drei Rekruten. Maat Brause führte das Wort.

„Steilies, gefällt dir das Marineleben besser als Flundergreifen?“

„Zawohl, Herr Maat. Es dauert bloß so lange, bis wir aufs Schiff kommen. Immer hier in der Landgarnison, das macht keinen Spaß.“

„Ist auch kein Spaß, Kinnings, ist verfluchter Ernst. Ihr könnt doch auch nicht verlangen, daß sie euch jetzt schon aufs Schiff lassen. Ihr habt ja noch keinen blassen Schimmer, was eigentlich ein Schiff ist.“

„Herr Maat, wir sind alle vom Wasser zu Hause und haben schon einige Jahre gefahren.“

Der Maat lachte. „Ihr habt gefahren. Mit enern kleinen Badewannen. Ihr werdet Augen machen, wenn Ihr die großen Kasten zu Gesichte kriegt. 9000 tons und die Armierung, zum Verlieben. Lernt man noch ein bißchen wat, in zwei Monaten ist es denn so weit.“ —

Dünnere eintöniger Regen lag wie ein grauer Schleier über der Reede und dem Hafen. Sie standen mit ihren Kleidersäcken in langer Reihe und warteten auf die Boote. Jrgendwo im Nebel heulte eine Sirene. Fünf Boote legten an. Auf ein Kommando gingen die Riemen steuerbords hoch, Leinen flogen an Land, die Boote nahmen die neuen Seeleute auf.

Es war Zurrei, als finge heute erst sein Marineleben an. Aus dem Nebel lösten sich die Umrisse des Kreuzers, gewaltig stiegen die Wände an und erinnerten ihn an die ersten großen Häuser, die er in der Stadt gesehen hatte.

In der Enge des Schiffes war sinnvolle Zweckmäßigkeit, die Zurrei begeisterte. Das Schiff wurde ihm Heimat und ließ mit seinem immer wachen Leben das Erinnern an das Dorf, die Mutter, den Kahn und Gaigals in ihm verblassen.

---

Jurrei hatte Landurlaub, den ersten auf der fremden Insel.

Dichtblättrige Sträucher mit roten Blüten und Palmen umstanden den Landungsplatz. Sand zog sich im breiten Gürtel um das Ufer. Weiße Häuser leuchteten im Grün, auf einer Anhöhe lagen die Hütten der Eingeborenen. Vogellaute waren zu hören, schmale Schweine liefen auf einem Grasplatz, in einem Käfig saß ein spitzzähni ger Affe. Der Wind war voll Duft und rauschte in den Kronen der Bäume.

Jurrei ging langsam durch diese seltsame Welt. Dunkel Hordy hatte von den südlichen Ländern erzählt, damals war es Märchen gewesen, heute war es Wirklichkeit, die aber doch dem Märchen von damals gleichkam.

Er hatte Menschen getroffen, braun und schmiegsam in leuchtenden Gewändern. Sie hatten schöne Augen und glitten schweigsam an ihm vorbei.

Am Rande eines kleinen Gehölzes stand eine Hütte aus Stangen mit Graswänden dazwischen. Sie lag ab-

seits vom Dorf der Eingeborenen, weit hinter der Stadt der Weißen. Unten vom Fuß des Berges tönte schwach die Brandung, sie war ein heller Strich im blauen Wasser, der sich in Buchten schmiegte und um Landzungen legte. Hinter der Grashütte begann der Wald, dunkel, undurchdringlich, mit den Geräuschen der Wildnis.

Als Jurrei näherkam, sah er ein Mädchen auf einem Stein neben der Hütte sitzen. Sie hatte ein weißes Tuch über eine Schulter geschlagen, die andere sah mit matter Kastanienhaut aus den Falten des Tuches. Um den Hals lag ihr eine Korallenkette.

Das Mädchen stand auf und kam Jurrei entgegen. „Aina“, sagte sie und berührte die Brust mit dem Finger, der einen gefärbten Nagel trug. Sie lachte mit weißen Zähnen hinter roten Lippen. Aina gab Jurrei Wasser, in das sie den Saft einer Frucht schüttete.

Sie setzten sich auf den Stein, der jetzt im Schatten der Hütte war. Die haarigen Stämme der Palmen bewegten sich im Wind, ihre Federkrone malte über den Abendhimmel. Die Brandung war nicht mehr zu hören.

Aina hatte Bänder geholt, bunt, aus Bast und Pflanzenfasern mit eingeflochtenen Muscheln. Ihre

Kleinen braunen Finger liefen wie flinke Vögel durch das Geflecht. Jurrei sah ihr zu und versank in die Welt des Mädchens.

Um die Hütte dunkelte der südliche Abend. Das braune Mädchen war ein Teil der Dunkelheit ringsum, war geheimnisvoll wie alle Dinge dieses Landes. Ihre Zärtlichkeit war schmiegsam, von heißem Blut verdunkelt. Von dem niedrigen Stangendach der Hütte hingen Früchte in Büscheln, die wenigen Holzstücke in der Grube glühten mit matten Augen über das Fruchtfleisch. Gesichter sprangen aus dem Halbdunkel, von dünnen Fächerblättern überscheitelt.

Jurrei hielt Ainas Hand. Er fühlte den leise pochenden Blutstrom, der durch ihre Adern pulste, er fühlte ihn wie eine fremde Welt, die voller Zauber und geheimer Glut ihn umgab und übergriff auf sein eigenes Blut.

Sie versuchte, die hellen Lichter auf den Wänden und der Decke mit den kleinen Händen zu greifen. „Kind“, — — sagte Jurrei und strich über ihr Haar. Da warf Aina den Kopf in den Nacken, weiß schimmerten die Zähne. Worte, deren Laut er wie Vogelstimmen vernahm. Eine Blüte an ihrer Brust duftete, darunter atmete das warme Fleisch. Jurrei fühlte ein Klopfen in den Schläfen, sein Blut war ein heißer

Strom, mit dem er besinnungslos trieb. Er legte den Arm um Aina, sie ließen sich von dem Strom tragen, und alle Dinge versanken. —

Spät erst kehrte Jurrei auf das Schiff zurück, das wie ein glitzernder Berg im Hafen lag.

In dieser Nacht hatte Jurrei einen seltsamen Traum.

Er ging mit der Mutter über die Dünen nach dem Haff. Die Mutter trug die alte schwarze Jacke mit den Silberknöpfen. Es war eine große Stille um sie, nur von sehr weit her klang ein eigenartiger Ton. Die Mutter neben ihm horchte nach dem Wasser, ihre Züge waren von Erwartung erregt. Da sah er auf dem Wasser einen Mann, der langsam näher ans Ufer kam. Er ging auf dem Wasser, sein Körper hob sich scharf gegen den Himmel ab. Er schien von weit her zu kommen, langsam war sein Schritt, und von einer Wunde tropfte Blut, das über Schläfe und Wange lief. Die Mutter stieß einen hellen hohen Schrei aus und lief mit ausgebreiteten Armen dem Mann entgegen. Es war der Vater, den Jurrei nicht gekannt hatte. Der lächelte jetzt, legte den Arm um die Mutter und reichte ihm die andere Hand. Dann sagte er: „Ich komme die Mutter zu holen. Du brauchst sie nicht mehr, du bist nun ein Mann.“ Die Mutter wusch mit einem Tuch die

Wunde des Vaters. Das Wasser lief grünlich über die blutige Haut und fiel wieder ins Haff zurück. Das Klang wie der Ruf der Kleinen Seeschwalben. Jetzt sang die Mutter:

Gehn will ich, gehn in jenes Ländchen,  
wo's keine Arbeit mehr gibt.

Ich laß mir kommen ein grünes Schifflein,  
fahr über Haff und Meer,  
dann werd ich kommen in jenes Ländchen,  
wo's keine Arbeit mehr gibt.

Wo unter Rasen und grünen Halmen  
es keine Arbeit mehr gibt.

Sie tanzte dazu mit langsamen Schritten, der Vater nickte ihr zu und klatschte in die Hände. Sie gingen um den Dünenberg. In der Kleinen Bucht dahinter schaukelte in der Dünung ein Boot. Als sie näherkamen, war es ein grünlichter Sarg. Die Eltern faßten sich bei der Hand und stiegen ein. Da hörte der Sarg auf, in den Uferwellen zu tanzen, er glitt über das Wasser einem fernen Licht entgegen mitten im Haff. Jurrei stand am Ufer und winkte, die Mutter sang das alte Lied, das der Wind über das Wasser trug und wie ein zartes Tuch an die Dünenwände wehte. Das Licht hinten glänzte hell auf, die Gestalten der Eltern versanken in dem Glanz. —

Jurrei konnte diesen Traum nicht vergessen. Immer sah er den Vater mit der Wunde im Kopf über das Gaff gehen und hörte das alte Lied. —

Es war am Nachmittag. Jurrei hatte Bordwache. Leichter Landwind kam aus dem Palmenwald am Ufer. Die Federwipfel fächelten den azurnen Himmel. Weiß blendete die Steinmole in der flimmernden Luft. Boote mit Eingeborenen waren zu erkennen, die von kurzen Ruder schlägen getrieben um die Landzunge glitten. Dort wohnt Aina, dachte Jurrei und fühlte sein Blut in den Schläfen klopfen.

Die Luft stand um das Schiff und drückte auf das Wasser. Vor der Bucht strichen die Rückenflossen von Haifischen durch die Wellen. Sonne bligte in dem Gefräusel, und näher glitten die unsichtbaren Tiere an das Schiff. Jurrei schloß halb die Augen, vom Weiß des Schiffes und den blanken Metallteilen spiegelte das Licht in unerträglicher Helle. Die Luft glühte. Am Ufer schwebten Häuser und Bäume in der Luft und zitterten.

Da vernahm Jurrei an der Bordwand ein Klatschendes Geräusch. Er sah ins Wasser. War das — — —? Er krallte die Hände um das Geländer. Dort unten im Wasser war ein Gesicht und starrte mit Kleinen offenen

Augen empor, ein Gesicht, das er kannte . . . Gaigals. Turrei schrie auf, laut und doch ohne Hall in der stehenden Luft. „Da ist der Gaigals.“

Rot fuhren Ströme von Licht zwischen ihn und den Haiisch unten im Wasser. Brausend war ein unsichtbarer Sturm an seinem Ohr, ein Riesenofen schüttete brennende Glut über ihn.

Turrei fiel auf die heißen Planken. Matrosen trugen ihn in das Schiffslazarett. —

Wochen kamen mit einem Leben, daß ohne seinen Körper handelte, ihn über Schwere und Unmöglichkeit hob und Menschen, Gesichter und Träume durcheinanderstürzte.

Im kleinen Raum, der weiß und niedrig, oft mit schwankenden Wänden, ihm für lange Zeit Aufenthalt war, vollzog sich dieses losgelöste Leben. Weißgekleidete Gestalten bemerkte er für Augenblicke, um dann wieder in das Gewoge des Fiebers zu sinken.

Ein graues Segel zog durch das Wasser, im Rahn stand ein Mädchen, braun, mit einer Korallenkette um den Hals. Große Blätter winkten über bunten Früchten. Die weiße Mole zitterte im Sonnenlicht, und Palmen stiegen von den Dünenwänden in den violetten Himmel. Der Vater hielt die Hand über die Wunde, bis die

Mutter kam. Der Erste Offizier grüßte den Kuren-  
Fahn mit dem Degen, und die Eltern lächelten, als sie  
abfuhr. —

„Neununddreißig acht“, rief jemand. Jurrei fühlte  
Kühle auf der Stirn. Wieder zogen Fieberwolken vor-  
bei, der Zug pfiff, und ratternd liefen die Landschaften  
vor den Wagenfenstern. Niemand machte die Fenster  
auf, es war heiß. Matrosendivision Kiel wurde auf ein  
Papier geschrieben. Die Stiefel paßten nicht, aber der  
Kammerunteroffizier hatte keine anderen. Eine bunte  
Menschenmenge winkte vom Land herüber, und Kirchen-  
glocken riefen den Sonntag. Über den Sandweg kamen  
die Nachbarn mit Gesangbuch und Schirmmützen und  
Kopftüchern. Zwei rote Bälle hatte der Leuchtturm. Die  
Wellen liefen vor dem Sturm, alle Boote waren im  
Hafen verankert. Der alte Horch schnitzte Bootswimpel  
mit Eichen, Bäumen und Häusern. Badegäste in schönen  
Kleidern kauften sie als Andenken. —

So oft sich in diesen Tagen der Arzt oder jemand des  
Pflegepersonals über den Kranken beugte, er sah irrende  
Augen, die Hände zuckten. Das Fieber hatte von dem  
Körper Besitz genommen und rastete durch Adern und  
Nerven. Jurrei sah nicht den wirklichen Tag und seine  
Sonne, das Wetter, die Länder und Häfen. Schäumend

wogten die Bugwellen vor dem Schiff, Mönenschrei und schlanke Fische begleiteten es für Tage. Aber Jurreis Bett strebte die Fieberkurve noch immer geradeaus. Man erhoffte von der kühleren Zone die Senkung. Nebel, Regen und leiser Schnee ließen die Heimat ahnen, die er nur in Phantasien sah.

Es war für ihn immer nur ein kurzes Auftauchen in die Ebene des Bewußtseins, aus der er wieder in die Labyrinth des Fiebers sank.

Einmal hatte Jurrei als Sechzehnjähriger eine schöne Dame, die im Gasthaus des Dorfes für Sommermonate wohnte, auf Spazierfahrten ins Elchrevier und in die Dünen begleiten müssen. Er sah sie jetzt wieder, der weiße Schal wehte mit Spitzenfransen im Wind. Sie hielt an allen Blumen, um sie näher zu sehen, er mußte ihr Kiefernzweige schneiden, die sie zu großen Sträußen band. Elche standen im Wald, Wasserlachen und mooriges Bruch spritzten unter ihren Hufen. Am Pestfriedhof lagen Knochen, weiß von der Sonne gebleicht. Die Mutter ging weiter, sie liebte die Stelle nicht. Wolken trieben am Horizont wie schlafende Tiere. Fünf Segel waren im Haß. Der Fischmeister kam im Motorboot und kontrollierte die Netze. Die Heydekruger Händler kauften aus dem Kahn den ganzen Nachtfang. Zehn

Marß. Der Mißgönnis machte warm. Es war kühl, die Sonne ging nicht wieder auf. —

Oft schüttelte der Arzt den Kopf, Tropfen und Spritzen halfen nicht. Vielleicht, daß die Behandlung an Land die Krankheit zwang.

Es war November geworden, der November der nördlichen Zone. An der französischen Küste stachen durch den kalten Nebel Türme in den grauen Winterhimmel, um wieder zu versinken. Im Kanal war Sturm. Die Herde der Wogen trieb von Norden und drängte sich um das stampfende Schiff. Schneewände hingen ringsum. Auf Geländern, Brücke und Lauen lag Eiskruste. Die Nächte waren voll Finsternis, kalte Sterne glitzerten im Zenith. Das Wetter hatte die Töne der Heimat, war rauh und ohne die einschläfernde Ruhe der südlichen Erde. Das Schiff war ein Wanderer zwischen Zeiten und Jahreszeiten, die es suchte und fand ohne die Euge des Kalenders.

Jurrei erwachte. Zum ersten Mal nach langer Zeit, für die er kein Gefühl hatte, mit vollem Bewußtsein. Seine weiße Hand strich über die dumpfe Stirn.

„Ich bin krank?“ fragte er den Arzt.

„Sie waren krank. Jetzt gehts schon besser. Wir sind bald zu Hause, dann sind Sie wieder obenauf.“

Jurrei schloß die müden Augen und versuchte zu schlafen. Aber da waren Gedanken, die fragten und wenig Antwort fanden. Langsam tastete die Erinnerung den Geschehnissen nach, die ihn in dem fremden Hafen bestürmt hatten. Bis zu dem heißen Tage, an dem er Bordwache gehabt hatte. Aus dem Nebel zeigte sich jetzt klar ein Gesicht, das ihn angesehen hatte, ein Gesicht aus den Tagen der Heimat. Von dem wechselnden Leben seiner Phantasien mit den Bildern seines Lebens blieb keine Erinnerung. Aber doch fühlte er schattenhaft, daß die Gestalt des Gaigals, die ihn getrieben und verfolgt hatte selbst bis in fremde Welten, sich im Fieber nicht gezeigt hatte.

Aber dem Grübeln schlief er ein. —

Eine Sirene heulte, aus der Nebelwand glitt ein Rutter, der Lotse kam an Bord. Nach wenigen Stunden hatte das Schiff am Kai festgemacht.

Nach den üblichen Hafensformalitäten wurde Jurrei in ein Landhospital gebracht, um dort seine endgültige Befundung zu finden.

---

In das einförmige Rattern der Räder Klang der Gesang der Heimatwellen. Die fremde Landschaft vor den Zugfenstern strich wesenlos vorbei, zerschnitten von Telegraphendrähten. Die Namen der Stationen waren ohne Wiederhall, Menschen mit fremden Gesichtern und fremden Gesprächen füllten die Bahnhöfe, bis der Pfiff der Lokomotive durch die Gitterstäbe der Hallen gellte. Wieder waren die Räder laut, ihr rastloses Rollen ging nach Hause.

Jurrei saß in der Ecke am Fenster. Glanzlos sahen die Augen über die Schilder der Wagenwand, Eisenbahnkarte von Mittelddeutschland, Spatenbräu München, daneben das blaue: besucht die Nordseebäder. Er kannte die Größe der Plakate auswendig, wußte ihre Farben und Zeichnungen. Einen halben Tag hatte er hier gefessen. Die drei Mitreisenden waren still wie er, die alte Frau schlief, der Herr im braunen Anzug las Zeitungen, die ihm das junge Mädchen reichte.

„Elbing.“ Die alte Frau stieg aus. „Nach drei Stunden sind wir in Königsberg“, sagte der Herr über die Zeitung hinweg zu dem jungen Mädchen. In

Königsberg mußte Jurrei aussteigen. Er stand auf und packte seinen Koffer zu, den Kleidersack stellte er neben sich.

Die Landschaft links am Fenster lief flach in den niedrigen Horizont. Hinten schimmerte Wasser. Eine Kurve zog den Zug näher, Erlen und Weiden säumten einen Bach, nah rückte das Ufer, das Frische Haff.

Jurrei spürte Freude, als er Haff leise vor sich hin sagte. Ob sie es im Bahnwagen gehört hatten? Nein, niemand sah nach ihm. Haff, das war Heimat. Er sah auf das Wasser, aber das war ein anderes Wasser, war ein anderes Haff als sein Kurisches. Hier war kein Sandufer, keine Dünen, keine großdunklen Rähne, keine Häuser mit Strohdach — all das, was die Heimat ausmachte, fehlte. Noch eine Stunde Bahnfahrt, dann vier Stunden auf dem Dampfer und . . . Jurrei zitterte. Was in langen Wochen im Hospital, vielleicht schon auf der Fahrt durch die Weltmeere an leisem Heimweh in ihm gebrannt hatte, sollte nun Erfüllung werden. Wenige Stunden und er würde den Ton der Wellen an der Steinmole hören, den Rauch riechen, die Rähne sehen und das Haus am Ufer. Die Mutter war gestorben, das hatte er in Hamburg erfahren. Sein Brief an sie war zurückgekommen, und Jons Szillat hatte ihm geschrieben. Er war zu schwach gewesen, um Schmerz zu empfinden, nur

eine gewisse Leere hatte sich um sein Krankenbett gebreitet, als ob die Mutter bisher daneben gesessen und nun weggegangen sei, weggegangen sei für immer. Dann war seine Entlassung gekommen, kurz, sachlich, wegen Dienstbeschädigung mit Rente nach dem Heimatort entlassen. Dienstbeschädigung war ein schönes Wort, dachte Jurrei schmerzlich, der Lazarettgehilfe war ehrlicher gewesen. Manchmal nicht ganz richtig im Kopf, hatte er gesagt.

Der Zug fuhr in die Bahnhofshalle von Königsberg.

Die Stadt war voll geschäftigem Leben, Autos und Straßenbahnen durchteilten den Fahrdamm. In den Läden der Vorstadt und Langgasse lagen bunte schöne Dinge. Jurrei entsann sich, daß er Freude gehabt hatte an dem Unbekannten dieser ersten Stadt, die er gesehen hatte. Heute war es anders als vor zwei Jahren. Damals war Erwartung in ihm wie ein großes Segel gespannt, alles Neue war Wunder gewesen. Heute drückte der Kleidersack, der Koffer war schwerer als der große Anker in seinem Kahn.

Jurrei blieb plötzlich stehen, ihm war, als wachte er auf, als fiel ein tiefer Schlaf von ihm ab. Sein Kahn? Das gab es ja alles nicht mehr. Vielleicht auch kein Zuhause. Aus seinen Gedanken stierte ihn ein Gesicht an, das lange auf sich hatte warten lassen, breit mit

Kleinen Augen: Gaigals. Wenn es auch kein Haus gab, das auf ihn wartete, er mußte in das alte Dorf in der Nehrungsbuchts — nicht nur weil es auf dem Entlassungsschein stand. Die Hupe eines Autos riß Jurrei aus den Gedanken. Er nahm das Gepäck wieder auf und ging über den Steindamm zum Granzer Bahnhof. Nach einer Stunde stand er auf dem Dampfer in Granzbeek, der die Windungen der Beek entlangglitt, bis die beiden Baken die Ausfahrt ins Haff ankündigten.

Frischer Wind kam mit Möwen und Wolken dem Dampfer entgegen, der sich durch die grauen Wellen kämpfte. Weiße Spritzer überschütteten das Vorderdeck. Über der unendlichen Fläche des Haffes lag der Himmel wie ein nasses Tuch. Im Westen erschien manchmal, wenn die Wolken sich etwas lichteten, der verschwommene Streifen der Nehrung. Die Dünen lagen fahl in dem wenigen Licht. Der Atem der stampfenden Maschine erschütterte den Dampfer, Möwen taumelten hinter ihm her und stießen ab und zu mit gellem Schrei im Kielwasser auf einen emporgewirbelten Fisch. Der Knäuf des Flaggenstockes am Bug stieß sich in den grauen Himmel und sank wieder tief bis nahe an das schäumende Wasser. Hin und wieder klingelte der Kapitän einen Befehl zur Maschine, dann änderte sich der surrende

Ton der Schiffsschraube, wurde tiefer oder heller. Langsam zog der Dünenstreifen vorüber, ungewisse Buchten dunkelten am Strand. Neben der Fahrlinie war ein Mast, kahl und Kreise ziehend im niedrigen Himmel. Ein Haffsegler hatte Anker geworfen, mitten im Haff. Er konnte die Weiterfahrt bei dem Gegenwind nicht zwingen. Der Dampfer stampfte vorüber.

Grauweiße Wellen ringsum. Der Kapitän ließ nicht das Glas von den Augen. Links im Nebel mußte der Hafen liegen. Mit halber Kraft fürchte der Dampfer weiter. Nur Nebel über dem Haff.

Endlich, kaum zweihundert Meter voraus, die Mole. Die Sirene heulte auf, dumpf klang der Ton in der feuchten Luft. Die zackige Linie des Anji Kalns tauchte zuerst auf, daneben schob sich der Leuchtturm aus dem Nebel. Die Maschinenschläge wurden tief und langsam, ein Bogen weißen Kielwassers brandete gegen die steinerne Mole, und der Dampfer machte fest. Der Wind zerwehte die Rauchfahne über die Hafembucht.

Jurrei Skeilies war wieder zu Hause. —

Es war alles so wie es ihm in tausend Bildern in Erinnerung stand, aus den Strohdächern kräuselte der Abendrauch, hinter dem Anji Kalns hing die rote Sonne in Nebelschleiern und ließ die Glas scheiben des Leuchtturms aufblitzen.

Jons Szillat stand an der Anlegestelle. „Tag Jurrei.“

„Guten Tag, Szillat.“

„Gib her den Koffer, den Kleidersack trägst du.“

Sie gingen. Szillat rauchte vor sich hin und wußte nicht viel zu sagen. Sie hatten erzählt, Jurrei sei krank, ähnlich wie die alte Kalleen, die sie hatten in eine Anstalt bringen müssen. Aber Jurrei war ja allein gefahren und machte einen vernünftigen Eindruck. Sicher war das vorüber.

„Guten Abend!“ rief jemand. Szillat sah auf, es war Gaigals. Jurrei schrak bei der Stimme zusammen. Gaigals begrüßte ihn. Jurrei schwieg. Das Gepäck behinderte ihn, meinte Szillat.

„Du hast ja schnell Schluß gemacht mit der Marine. Aber jedem gefällt's da auch nicht.“

„Wir wollen nach Hause, du bist müde“, mahnte Szillat. Jurrei hatte ohne Worte gestanden, nur seine Augen brannten in das Gesicht vor ihm.

„Wirst jetzt wieder auf Lohn fahren?“

Szillat ging weiter.

„Hast du noch den Kahn?“ Langsam fragte Jurrei. Gaigals wendete sich zum Gehen. „Ja, den behalt ich auch.“ Jurrei sah ihm lange nach.

„Das war eigentlich nicht nötig, daß der erste, den du im Dorf triffst, gerade der Gaigals war. Vielleicht soll das aber so sein.“

Frau Szillat begrüßte ihn. „Komm man rein, ich hab schon Kaffee fertig, Abendbrot gibt es später heute. Die sind alle an der See.“

„Da ist nämlich ein Segler gestrandet, von Liban her, Korn. Wir haben die Besatzung runtergeholt, aber das Schiff ist zum Denbel. Das Korn quillt und reißt alles auseinander.“

Jurrei nickte, obgleich er kaum etwas gehört hatte, und ging in die kleine Stube. Er nahm die Mütze ab. Leer und kalt war der Raum. Noch stand der Stuhl der Mutter am Fenster, auf der Kommode lehnte sein Bild. Seit Dunkel Horch in Memel wohnte, hatte niemand die Stube benutzt.

„Ich kann ja auch allein wohnen.“ Angstlich flatterten die Worte in die Dunkelheit. Er setzte sich auf das Bett und stützte den Kopf in die Hände. Es war ganz still. Draußen waren Kinderstimmen, im Stall klapperte ein Eimer. Die Laute schienen nicht bis zu ihm zu langen, sie vermehrten nur die Stille. Er dachte an nichts.

Da kam Szillat, ihn zum Kaffee zu holen. —

Langsam lebte Jurrei sich wieder in das kleine Leben

des stillen Dorfes ein. Er merkte nicht viel davon, daß man ihm auswich. Ihm war es recht, er suchte keine Gesellschaft. Er hatte seine Arbeit bei Szillat wieder aufgenommen. Die vergangenen zwei Jahre lagen wie ein schöner Traum hinter ihm. Selten dachte er daran, manchmal zwischen zwei Handgriffen hielt er ein, erinnerte sich dieses oder jenes Gefährten, und arbeitete ohne Gedanken weiter. Seine kleine Rente sicherte ihm den Platz im Hause. Unbeschwert von Rechnen und Geld lebte er für sich ohne eigentliches Leben. —

Einmal war Jurrei in den Dünen eingeschlafen. Die Sonne hatte ihren Bogen über ihn gezogen und war hinter dem Horizont der See verschwunden.

Er erwachte, der Wind blies ihn mit kaltem Atem an. Im Westen stand ein blaßroter Schein über dem Wasser, das Haff war finster. Ihn fröstelte. Langsam stieg er die Dünenwand hinab. Der Sand rollte unter seinen Füßen über den Abhang und klang wie Metall. Tiefe Schatten lagen in den Buchten und füllten die Überschneidungen der Dünen mit lautlosem Leben.

Er war im Thal. Die Kuppen ragten um ihn in den farblosen Nachthimmel. Oben ging der Wind, der den Sand trieb und wimmernd über die Abhänge fegte. Unten war es still.

„Wer ist da? Nein, es ist keiner. Mein Schritt klingt so. Warum das trockene Gras nicht raschelt? Es ist doch Wind. Der Schatten da ist vom versandeten Wald, der kommt jetzt wieder vor. — Noch zweihundert Schritt, dann bin ich am Haffufer, von da ist das Dorf zu sehen. — Geht da jemand? Das war wohl Sand.“

Die Schatten der Nacht griffen nach Jurrei in diesem Thal, das nur Sandberge um sich hat und oben einen dunklen Himmel. Er sah vor sich den kleinen Einschnitt, über den man ans Haff kommt, und sah ihn noch immer, als er meinte, schon Stunden gegangen zu sein. Alles war unwirklich, der rinnende Sand flirrte und rauschte in den Ohren und hielt die Füße mit unmerklichem Griff. Jurrei fiel eine Legende ein vom großen Nasenlosen, der hier in den Dünen hausen sollte, ein schattenhaftes Wesen, in dessen fahlem Gesicht die Nase fehlte. —

Der Sand schien sich unter den Füßen zu türmen, Jurrei fiel in die Knie, er war in der Anhöhe des Einschnittes. Drüben blinkten Lichter vom Dorf. Grell stach der Schein des Leuchtturms in die Nacht.

Jurrei war wieder im Leben der bewohnten Erde. —

Lange blieb er nach dieser Nacht im Dorf. Das Grauen stand draußen, das er nie gekannt hatte.

---

Im Herbst kamen die Krähen. Schwarzgraue krächzende Wolken zogen über die Nehrung, Enten, Lauher, Möwen und Seeschwalben, Heere von Vögeln, die nach Süden flogen. Ihre Sommerquartiere begannen in Kälte zu versinken, wärmere Zonen sollten neuen Aufenthalt geben. Die Dünenketten von Memel bis Sarkau waren die uralte Straße.

Auf Lichtungen im Walde, in den Kupsten, auf den Dünen — überall standen jetzt kleine Hütten aus Kiefernzweigen. Es war die Zeit, in der die Fischer sich ihren Fleischvorrat für den Winter fingen.

Weniger Neigung zu dieser Beschäftigung als der Wunsch, wieder allein zu sein, veranlaßte Jurrei, mit Fanggeräten in die Dünen zu gehen. Hinter dem Leuchtturm begann der Sand, mühsam durch krumme Kiefernwurzeln zusammengehalten. Niedriger wurden die Kiefern und standen weit auseinander, Sandhaser schrieb mit hartem Gras Kreise und Striche. Jurrei hielt an. Seine Hütte stand in einer kleinen Senke unter den Vogel-

zügen. Die über ihm flogen, würden sich nicht durch die angebundnen Krähen locken lassen, aber nach ihnen kamen wieder Tausende. Er ebnete den Platz, pflöckte die Lockkrähen an, breitete das Netz aus, das er mit Sand verdeckte, und streute einige Körner über die Stelle. Er kroch in die Hütte und wartete.

Lautlos zogen die Schatten des Vogelheeres über die Dünenwände, die von den Schreien widerhallten. Die angepflöckten Krähen zerrten an den Fesseln und krächzten. Schon fiel aus dem großen Schwarm ein kleines Volk ein, erst trieben die Vögel über der Hütte, einer flog vor, die andern folgten. Jurreis Augen gingen den Bewegungen nach, jetzt war es Zeit. Er zog die Schnur, das Netz fiel über die Tiere. Es flatterte und schrie, Sand stäubte auf. Er nahm eine Krähe nach der andern aus dem Netz, ein Biß in die Hirnschale, drei kurze Flügelschläge noch, der Vogel war tot.

Jurrei spürte nicht die Zeit, die aus Morgen Mittag und frühen Abend machte, bis lange Schatten zum Aufbruch mahnten. Er spähte durch die Zweige, noch flogen die Vögel in langer Kette, doch der Fang war für heute vorbei.

Dunkel mit weißen Strichen lag die See. Das Haff war lehmgrau. Niedrig hing der Himmel, er

schien sich auf die Dünen zu senken. Ein Singen war in der Luft, leise, anhaltend, und langsam sich steigend. Immer höher wurde der Ton, bis der erste Windstoß den Sand aufwirbeln ließ. Graue Wolken tobten heran. Ihre Ränder waren zernagt und rissen den Himmel in Stücke. Wie auf dem Atlantik, sagte Jurrei vor sich hin. Er nahm den Sack mit den toten Krähen zu sich in die Zweighütte. Das Haff war jetzt mit Schaumkämmen bedeckt. Drei Rähne tanzten in dem Aufruhr. Jurrei zog das Fernglas aus, es war ein altes vom Vater. Es waren Niddener. Da richtete er sich jäh auf. Die Zweige rissen sein Gesicht, Sand trieb ihm mit spitzen Stichen entgegen. Im Glase hielt er einen der Rähne. Das Großsegel war geresselt, im Kleinen hämmerte der Sturm. Er kannte das Segel und den Rahn, dort fuhr Gaigals. Die anderen hatten hinter der Landzunge ruhigeres Wasser gefunden, er war mitten im schäumenden Gewoge. Jurrei hob und senkte das Glas, so daß der Rahn im Rund blieb. Er sah das Gesicht vor sich, zum Greifen nahe die kleinen Augen, die Falten um den Mund. Jetzt riß eine Querbö den Mhut weg, Gaigals versuchte ihn zu halten. Vergebens. Jurrei lachte, vielleicht zum erstenmal nach sehr langer Zeit.

Aus der blaugrauen Wolke über der Bucht löste sich ein Blitz, der Donner, der ihm folgte, war der Anfang zu einem ununterbrochenen Dröhnen, durchzuckt von Blitzen.

Jurrei steigt über die Kiefernzweige der Hütte, sie brechen, heulend fährt der Sturm mit ihnen fort. Er stemmt sich höher auf die Düne und steht, einsam ragend, mitten im sturmtobten Land. Unten der Rahm weht mit zerrissenem Segel eine hilflose Gebärde zu ihm.

Du Hund! Der Sturm reißt Jurrei die Worte vom Mund. Alles bricht jetzt wieder auf in ihm, die Erzählung der Mutter wird neu. Dort unten, kaum zweihundert Meter weiter, hofft der Mensch auf Rettung, der durch Jahre wie ein düsterer Schatten in seinem Leben stand.

Jurrei singt. Er hört es kaum selbst, das Heulen des Sturmes, der Donner und das ununterbrochene Toben des Wassers läßt keinen anderen Laut aufkommen. Er singt ohne Worte, er hilft dem Sturm mit hohlem Schrei, der nach Zerstörung klingt. Eine Sandwoge springt ihn an und jagt über den Abhang ins Gaff. Er wirbelt das Fernglas um den Kopf, es fliegt dem verfliegenden Sande nach. Er erkennt den Rahm und Gai-gals auch so, wie in Reichweite des Armes flattert das

ängstliche Segel unten. Er sieht, wie Gaigals nach der zerrissenen Leine greift, er faßt sie nicht, er muß das Segel stehen lassen.

Laß das man, es ist schon so richtig, du Hund! Ob Gaigals es hört? Vielleicht, er scheint nach ihm zu sehen. Jurrei ballt die Faust und droht. Da bewegt sich neben dem Kahn eine große dunkle Faust. Zwischen zwei Wolken ist Licht einer unsichtbaren Sonne. Jurrei sieht seinen Schatten sich dehnen, lang fällt er über die Dünenwand, er reicht bis auf das Haff, er reicht zu Gaigals. Er jubelt in den heulenden Sturm. Jetzt krieg ich dich endlich.

Der Vater steht neben ihm, die Mutter kommt, er erkennt sie beide trotz der Dunkelheit.

Setzt euch in den Sand, ich faß ihn allein, dann haben wir den Kahn wieder. Ein Blitz reißt sich aus den jagenden Wolken. Jurrei reckt den Arm weit in das Dunkel, er faßt den Mast oben bei der Spitze, dicht unter dem Wimpel, er sieht das verzerrte Gesicht des Gaigals. Nun tobt wieder ein Sturmstoß gegen den Kahn. Gewaltig ist Jurreis Kraft, das Gesicht und alle Muskeln spannen sich, er reißt den Mast um, der Kahn kentert. Gaigals kommt ins Wasser unter den rollenden Kahn.

Es wird still. Noch wirbelt der Sand in großen Wehen auf, die Wellen rollen auf den Strand — aber kein Ton ist zu hören. Die Eltern sind in der Dunkelheit verschwunden. Jurrei lächelt vor sich hin. Nun ist es geschehen, denkt er mit zerrinnenden Gedanken, es wird alles so leer. Nur die roten Sterne springen über die Düne.

Der Sand kommt nahe und ist weich. Die Mutter deckt das Bett über ihn.

---

Doktor Brustat eilte über den Sandplatz, der einsam vor dem Dorf am Haffufer liegt. An den Stangen schwenkten dunkle Netze im Wind, ein Hund bellte. Rähne lagen am Strand, Haffwellen klatschten kurz und hart an die Wände.

Es war halb sechs Uhr, am Mittag war die Nachricht gekommen, daß Georg Skellies, den sie hier im Dorf Jurrei nannten, erkrankt wäre. Fünf Stunden war es her.

Auf dem Wege ins Dorf kam ihm der Gemeindevorsteher Jons Szillat entgegen. „Es geht schlecht mit dem Jurrei, er liegt von der Nacht an ohne Besinnung. Wir fanden ihn gestern abend auf den Dünen, ganz dicht am Abhang lag er wie ein Toter. Es war Zufall, daß wir vier Mann über die Dünen kamen. Wir hatten wegen des Sturmes vor Pillkoppen landen müssen und gingen zu Fuß nach Hause. Da fanden wir ihn.“

Sie hatten das Haus erreicht. Unter der Bank neben der Tür saßen zusammengekauert Hühner und sahen

verschlafen in die Wasserpfügen. Regenschauer trieben gegen die Wand. Dunst von Kamillen- und Kräutertee schlug Doktor Brustat entgegen. Frau Szillats kleine ausgetrocknete Gestalt grüßte aus der Küchentür. Hinten im Gang führte die Tür in die Stube zu Jurrei Skeilies,

Der Kranke lag im Halbdunkel. Seine Hände zuckten über die Bettdecke, den Kopf hatte er in die Kissen vergraben. Der Puls klopfte kurz und flattrig. Szillat stand neben dem Bett und sah den Arzt fragend an.

„Noch kann ich nichts sagen, das Fieber ist zu hoch. Aber es ist wenig Hoffnung, daß er durchkommt. Bis zur Nacht wird er es noch schaffen, ob länger . . . das Herz ist zu schwach.“

Es wurde still in der niedrigen Stube, nur der Kranke stöhnte. Doktor Brustat hatte sich auf den Stuhl am Fenster gesetzt. Die Fältchen des Vorhanges zitterten im Wind, der durch das Fenster langte. Im Vorgarten standen buschig bunt Kaiserkronen, Ledkojen und Georginen. Von den Fliederbüschen am Zaun tropfte das Wasser auf die weißgekalkten Steine, die um die Blumenbeete lagen. In der Mitte des Gartens blinkte auf einer Holzstange eine silberne Glasugel, der Wind hatte sie umgeweht, sie lehnte schief am Staketenzaun.

„Sie müssen Ihre Glaskugel aufrichten, Szillat, die zerschlägt sonst.“

„Ja, Herr Doktor“, sagte Szillat und ging hinaus. Doktor Brustat öffnete das Fenster und ließ frische Luft in die dunstige Stube. Da richtete sich Jurrei im Bett halb auf. Seine Augen starrten groß in eine Ferne.

„Da ist er . . . hinten.“ Doktor Brustat trat zu ihm. „Wer denn, Jurrei?“

„Da ist er, Gaigals, der Gaigals.“ Dann ein Aufschrei: „Meins, meins, mein Kahn!“ Das andere erstarb in Stöhnen und Röcheln. Er hielt die Augen wieder geschlossen, nur die Hände zuckten über die Bettdecke. Er lag jetzt still wie schlafend. Der fahle Abendschein lief über die Wände und Geräte der Stube und ließ die Stirnhöhlen des Kranken tief und grünlich erscheinen. Sein Atem ging ruhig aber leise.

Jons Szillat trat in die Stube.

„Er schläft, ob er noch einmal aufwacht . . . Wir wollen ihn allein lassen.“ —

Es war am späten Abend. Sie saßen in der großen Stube, Frau Szillat trug das Geschirr ab. Sie beendeten das Gespräch, Szillat klopfte die Pfeife aus. „Gestern bei dem Sturme ist ein Kahn gekentert, der vom Gaigals. Unten am Leuchtturm wurde er angetrieben,

alle Segel zerfetzt. Den Gaigals haben wir noch nicht gefunden.“

Sie standen auf. „Es ist spät, wir wollen schlafen. Die Frau hat Ihre Stube fertig.“

Sie gingen noch einmal zu Jurrei. Szillat hielt die Hand vor das Licht. Dunkle Schatten sprangen vor den Männern an den Wänden entlang, verkrochen sich furchtsam in den Winkeln und reckten wieder seltsame Bilder bis an die Decke. Ein stilles unheimliches Leben war in dem kleinen Raum, nur das Bett hinten schien in irdische Vergänglichkeit eingefügt zu sein. Das Licht knisterte leise, seine Flamme brannte jetzt ruhig auf dem Fensterbrett.

Unendliche Stille breitete sich in der Stube und stand wie ein gläserner Berg um das Bett.

Jurrei Skeilies war tot.

Vor dem Fenster wölbte sich die dunkle Nacht über das Haus und breitete ihre großen Schwingen über das Land zwischen Haff und See.

# Ostpreußen = Bücher

In dieser Reihe, die ständig ausgebaut wird, sollen führende, aber auch junge, noch weniger bekannte ostpreußische Autoren zu Worte kommen. Die nachfolgenden Ankündigungen werden der freundlichen Beachtung empfohlen.

Bisher sind erschienen in der Reihe unserer

**Ostpreußen-Bücher:**

Band 1:

**Agnes Harder**

**Die kleine Stadt**

Aus meinen Kindertagen.

Gebunden RM. 1,60.

„Frischfarbige, behaglich ausgespinnene Kinder- und Jugenderinnerungen einer ostpreussischen Frau an das geliebte Elternhaus.“  
(„Neue Bücher.“)

Band 2:

**Frieda Jung**

**Gedichte**

18.—21. Tausend. Gebunden RM. 1,75.

Band 3:

**Frieda Jung**

**Neue Gedichte**

14.—16. Tausend. Gebunden RM. 1,75.

Frieda Jungs Gedichte haben den heranreisenden Mädchen, der Frau und Mutter und auch der ins Leben zurückblickenden Greisin viel zu sagen. Sie strömen Lebensmut und Heimatliebe aus und sind wie treue Freunde, zu denen man immer wieder zurückkehrt.

Band 4:

**Walther Heymann**

**Hochdüne**

Dichtung in vier Sätzen.

2. Auflage. Gebunden RM. 1,20.

„Endlich wird dies lang vergriffene Werk des 1915 Gefallenen uns in einer handlichen Sonderausgabe wieder beschert, und man liest mit der gleichen Erschütterung wie einst diese kühn gestalteten und gesteigerten Verse.“  
(„Vossische Zeitung.“)

**Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.**

Band 5:

Otto Ernst Hesse

## Symphonie des Greisenalters

Vier Novellen um Kant.

Gebunden RM. 2.—.

„In diesen vier kleinen Dichtungen nach wahren Begebenheiten gelingt O. E. Hesse das seltsame Wagnis, von innerstem, geheimstem Erleben hinüber zur Welt der ewigen Gedanken und Denkformen eine Brücke zu schlagen: den Bogen zu spannen vom Allgemeingültigen bis zum Persönlichsten, Einmalig-Menschlichen.“  
(„Berliner Tageblatt.“)

„Ein Büchlein, dünn und schmal wie der kleine Finger, aber voll tiefer Blicke in die Zusammenhänge zwischen Zufälligem und Wesentlichem, Alltäglichem und Ewigem, Lächerlichem und Erhabenem, und ein durchgeistigtes Altersbildnis des Philosophen dazu.“  
(„Westermanns Monatshefte.“)

„Das schmale Büchlein ist ausgezeichnet geschrieben, es erweckt blißartig die Vorstellung von dem Menschen Kant: Das war Kant! So wird es gewesen sein!“  
(„Literarische Welt.“)

„Otto Ernst Hesse hat diese Geschichten von Kant mit einer unendlichen Zartheit hingemalt.“  
(„B. Z. am Mittag.“)

„. . . . . erlebte Köstlichkeiten, denen man viele, vor allem aber verständnis- und andachtsvolle Leser wünschen möchte.“

(„Hamburger Fremdenblatt.“)

„Ein liebes Bändchen, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, denn es ist mit heimlicher Liebe geschrieben, in leicht archaischer Sprachgebung, der nichts Gewalttames anhaftet, unter geschickter Verwendung Kantischer Begriffe.“

(„Neue Badische Landeszeitung.“)

„Ein Buch, das vom Falter werdenden Blut erzählt und das dennoch wärmt durch die Herzkraft seines Erzählers.“

(„Das Tagebuch.“)

„Die selbstsichere Ironie eines, der selbst ‚Denker‘ gewesen sein mußte, eines Denkers also, der die logische Kette des Kantischen Gedankenganges ganz ernsthaft beherrscht, erfüllt das lebenswürdige Werk und gibt ihm seinen seltsamen Reiz.“

(„Wiener Sonn- und Montags-Zeitung.“)

**Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.**

Band 6:

**fritz kudnig**

## **Das Wunder am Meer**

Das Lied einer Landschaft.

Gebunden RM. 2,—.

„Seelenwärme, Licht und Lebensglauben hat der Dichter selbst als köstlichste Sommergabe aus der Nehrungslandschaft gewonnen und gibt sie uns hier leuchtend wieder.... So ersetzt uns dies Büchlein im Winter einen sonneseligen Nehrungswandertag und bleibt uns für sommerliche ‚Wüstenreisen‘ ein lieber singender Führer zu dem ‚Wunder am Meer‘.“

(„Königsberger Hartungsche Zeitung.“)

„Das ist eine Lyrik voll ausgesprochen dramatischer starker Akzente, eine Lyrik, die sich nicht in ‚Stimmung‘ erschöpft, sondern in balladesker Form mit dem seelischen, wenn man so sagen darf, förmlich auch den körperhaften Ausdruck der Landschaft zu treffen sucht. Kampf ist deren Wesen, und dieser Kampf mit den ihr Leben ständig bedrohenden Naturgewalten durchzieht als ein Leitmotiv die Mehrzahl dieser Gedichte.“

(„Oldenburger Nachrichten für Stadt und Land.“)

Band 7:

**Agnes Miegel**

Eine Studie von Maximilian Schochow.

Gebunden RM. 2,50.

„Die Landsleute und sonstigen zahlreichen Freunde der großen Balladendichterin werden dankbar sein für diese erste, aus gründlicher Werk- und Persönlichkeitskenntnis geschöpfte Darstellung.“

(„Königsberger Hartungsche Zeitung.“)

**Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.**

# Ostpreußen im Bild

## Das malerische Ostpreußen

Band 1: Die ostpreußische Landschaft. 3. Aufl.,  
11. bis 15. Tausend. Halbleinen RM. 4,80

Halbleder RM. 7,50

Band 2: Die ostpreußische Siedlung. Enthält  
Bilder von Städten, Dörfern, Burgen, Bauernhäusern usw.  
2. Aufl., 4.—8. Tausend. Halbleinen RM. 4,80

Halbleder RM. 7,50

Band 3: Innenaufnahmen aus Kirchen, Burgen,  
Schlössern und alten Häusern. Halbleinen RM. 4,80

Halbleder RM. 7,50

Alle drei Bände zusammen in Geschenk-Kassette

Halbleinen RM. 14,40, Halbleder RM. 22,50

Jeder Band enthält weit über 70 große Abbildungen auf  
Kunstdruckpapier. Es gibt nicht viele Werke, die mit solcher  
Kraft für die Heimat werben, wie diese Bände. Die Bilder  
dienen nur einer großen Idee. Sie zeigen die ewige Schöns-  
heit des Meeres und des Waldes, schroffe Küsten, einsame  
Dörfer, versteckte, eingebettete Seen, trostige Burgen und  
herrliche Innenaufnahmen — hier gelingt der Beweis von  
der Schönheit und dem verborgenen Zauber des ostpreu-  
ßischen Landes.

## Königsberg

Das Gesicht der östlichsten Großstadt Deutschlands. 48 ganz-  
seitige Bilder mit einem verbindenden Text von P. Steiner.

Ganzleinen RM. 4,80

Kartonierte RM. 3,80

Das Buch ist eine Überraschung für alle Ostpreußen, bringt  
es doch die Schönheit Königsbergs besonders zum Ausdruck.

## Ostpreußen, Land und Leute in Wort und Bild

Herausgegeben von Prof. Dr. Stettiner. Dritte erweiterte  
Auflage.

Ganzleinen RM. 3,80

Kartonierte RM. 2,80

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.

# Ostpreussische Heimatbücher

**Johannes Brehm,**

**Götterdämmerung und Kreuzessieg in Altpreußen**

Ganzleinen RM. 6,80

Ein historischer Roman aus der Zeit vor 700 Jahren, der in lebendiger Form von den ersten Ansiedlern, dem Deutschen Orden, von langjährigen Kämpfen mit den Ureinwohnern erzählt.

**Karl Heinz Clasen, Die mittelalterliche Kunst im Gebiete des Deutschordensstaates Preußen**

Band 1: Die Burgbauten. Mit etwa 100 Abbildungen und Plänen. Halbleinen RM. 10,—

**Wilh. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens**

Mit über 1000 Abbildungen. Halbleinen RM. 16,—

**Ludw. Goldstein, Wer war Sudermann?**

Gedächtnisrede, gehalten im Neuen Schauspielhaus zu Königsberg Pr. am 9. Dezember 1928. RM. 1,—

**E. v. Olfers-Batocki, Cohus is tohus**

Märchen in samländisch-natangischer Mundart.

Zweite erweiterte Auflage.

Kartonierte RM. 1,80

Halbleinen RM. 2,80

**Die Kurische Pehrung in Wort und Bild**

Von D. Schlicht. Zweite verbesserte Auflage. Mit 123 Abbildungen und Plänen im Text. Halbleinen RM. 7,—

**Ernst Wichert, Litanische Geschichten**

Halbleinen RM. 3,75

**Ernst Wichert, Der Große Kurfürst**

Historischer Roman. Neu herausgegeben und eingeleitet von Paul Wichert. 2 Bände. Halbleinen RM. 10,—

**Charlotte Wüstendörfer, Patulne und Tyrone**

Eine Erzählung aus altpreussischer Vorzeit.

Ganzleinen RM. 4,25

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen!

**Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.**



Biblioteka Główna UMK

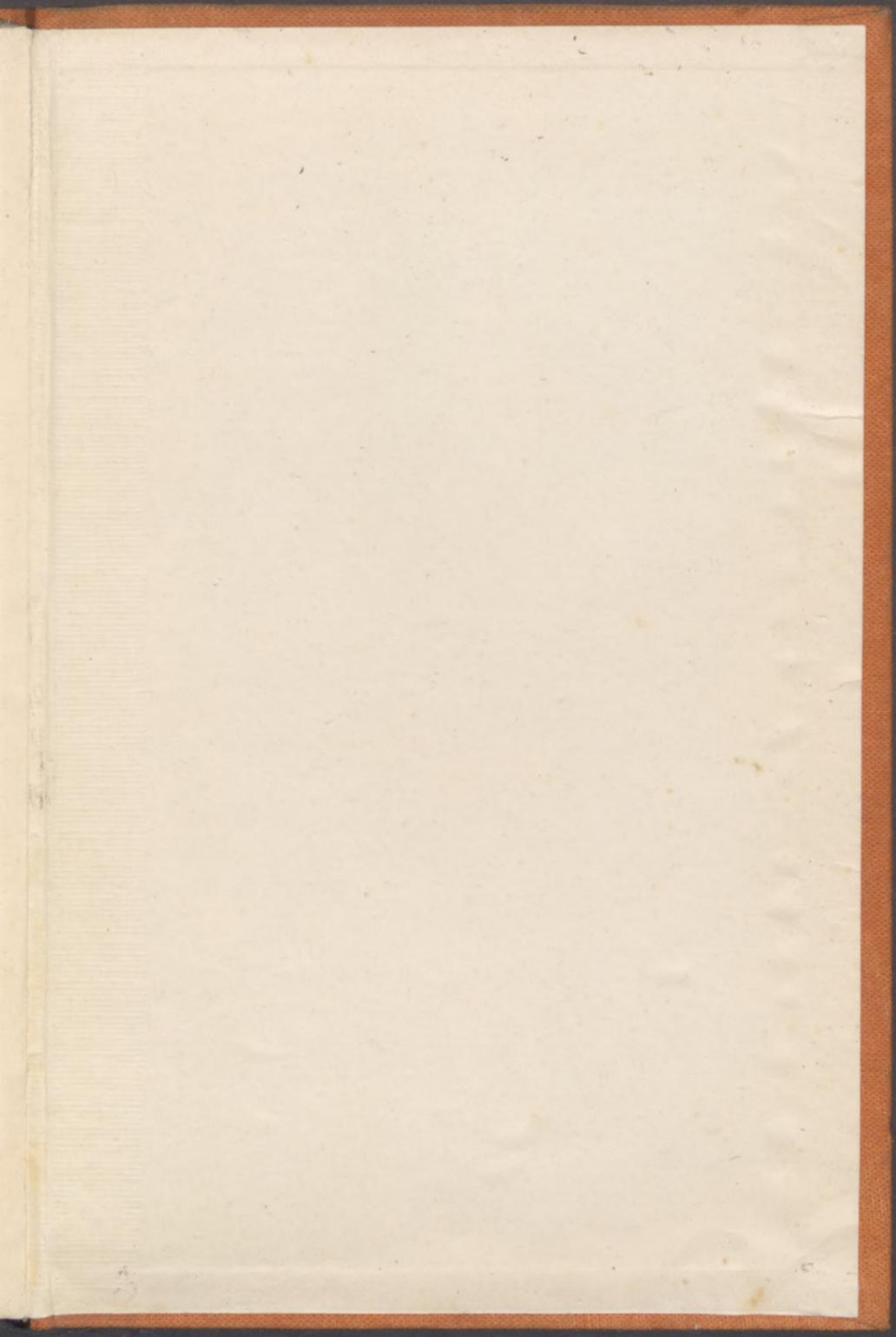


~~300000314117~~

Biblioteka Główna UMK



**300047155934**



Biblioteka Główna UMK



**300047155934**